2€
DER BAGGER
GRABUNGEN ZWISCHEN ERNST UND ANTON
SOMMER 2011, NR. 18

LIES MICH!

Hört, hört!

Der Bagger macht wieder von sich reden. Nachdem er dem verehrten Publikum wie gewohnt drei Monate Zeit gelassen hat, die letzte Sammlung an etwas zufällig zusammengeschusterten Texten zu verdauen, hat er sich nun auf eine seiner Grundtugenden besonnen. Was macht ein Bagger außer Graben? Lärm! Und deshalb ist diese Ausgabe dem **TON** gewidmet.
Zunächst aber einmal zu etwas ganz anderem.

Guter Ton

Wie halten Sie's mit der Moral? Haben sie **WERTE**? Wenn ja, welche? Folgen Sie dem, was in der **GESELLSCHAFT ALS GUTER TON** gilt? Oder sind Sie eher einE **SELBSTDARSTELLERIN**? Solche gibt es natürlich auch an der schönen Blauen Donau – vor allem im **22. BEZIRK**. Aber wir müssen nicht immer NestbeschmutzerIn sein, wir können uns auch über andere lustig machen: Unsere **KANTONAL** organisierten NachbarInnen zum Beispiel. Vielleicht sollten wir an dieser Stelle besser verheimlichen, dass der Autor des besagten Artikels in der Schweiz wohnhaft ist und uns stattdessen besser in **SELBSTFINDUNG** üben. Das kann nie schaden.

Schöner Ton

Und wenn wir uns dann gefunden haben, dann können wir auch schau'n, was andere so gefunden haben. Manche finden sogar Sachen, die andere noch gar nicht verloren haben – **WIE DIE RABEN**. Das passiert bekanntlich schon immer und wird immer passieren, **VORGESTERN WIE ÜBERMORGEN**.
Jetzt sollten wir aber endlich einmal zum Thema kommen. Ton. Was wäre da passender, als über Musik zu sprechen? Oder besser erst einmal über Musikschaffende, die sich manchmal wie **GOLDENE GÖTTER** fühlen und mit **UNTERWÜRFIGKEIT** nicht viel am Hut haben. Jetzt aber wirklich zur Musik: Leider gehts um **HIPHOP. ZUM LETZTEN MAL**. Versprochen.

Krummer Ton

Wer von all dem Lärm schon längst genug hat, zieht sich besser in ein Ruheabteil zurück und besteht im Falle des Hausfriedensbruchs lautstark auf **TON AUS!** Sonst wird in letzter Konsequenz irgendwann die ganze Welt am **TINNITUS** leiden. Und dann werden wir verzweifeln, wenn plötzlich **BILDER SPRECHEN LERNEN** und stattdessen jublieren, wenn das Ende der Welt kommt und dieser Planet endlich **VERSTUMMT**.

Vorher wünschen wir aber noch viel Vernügen mit dieser neuen Ausgabe!

die Bagger-Redaktion

LEITTHEMA
SEITE 02
SEITE 03
SEITE 04
SEITE 05
SEITE 06
SEITE 07
SEITE 08
SEITE 9
SEITE 10
SEITE 11
SEITE 12
SEITE 13
SEITE 14
SEITE 15

zynisch naive denkanstöße für naive und zynische menschen

DIE BAGGERDELLE

Helden des Anstands

Also zugehen tut's in der Welt … das kann einem ja wirklich nimmer wurscht sein. Zuerst schaffen es nicht mal mehr die Obergscheiten in der Wissenschaft, dass sie ihre Sachen selber abschreiben, und dann versinken selbst die anständigsten Politiker im Korruptionssumpf. Und dort unten bei den Arabern schrecken die Diktatoren nicht davor zurück, ihre Untergebenen kaltblütig abzumurksen. Auch wenn denen dort unten vielleicht kein besserer Zeitvertreib als Demonstrieren einfallen mag, aber so was muss ja wirklich nicht sein, oder? Naja, aber andererseits gehört schon auch Anstand dazu, den Hut zu nehmen, wenn man alles übertrieben hat. Sie sind ja eigentlich alle ehrlich gewesen und zurückgetreten: Der Guttenberg, der Strasser, der Pröll, der Gottschalk, der Ali Baba (oder wie der heißt) und der Bin Laden. Hut ab, muss ich schon sagen, so selbstverständlich ist das ja auch wieder nicht. Nur frag ich mich … wer zieht jetzt eigentlich den Karren aus dem Sumpf wieder heraus? Irgendwie ist das doch auch ziemlich feig, dass alle dann abtreten, sobald die Lage nur ein bisschen unangenehm wird. Wer soll denn jetzt die Suppe auslöffeln? Die Frage stellt sich wieder keiner von denen.
Im Endeffekt bleibt das wohl alles dann sowieso wieder bei der Bevölkerung hängen, wir müssen das wieder alles ausbaden, so schaut's doch in Wahrheit aus! Schade, dass es nur wenige Leute mit echtem Anstand gibt, die Haltung beweisen und in jeder noch so aussichtslosen Lage bereit sind, ihr Gesicht nicht zu verlieren. Wären alle so aufrichtig wie der Grasser oder der Gaddafi, dann wäre doch die Welt bestimmt schon längst wieder in Ordnung!

pro

WERTE UND IHRE UMWERTUNG

Zum guten Ton im zwischenmenschlichen Umgang. Und über die beiden Tonarten.

Als im September 2001 in New York das World Trade Center zusammenstürzte, war relativ bald klar, wer den Anschlag verübt haben muss: Islamisten, in Bewegung gesetzt durch Bin Ladens Netzwerk Al Kaida. Insbesondere George W. Bush, Sohn von George H.W. Bush und zu dieser Zeit Präsident der USA, wollte aber gerne noch jemand anderen in der Verantwortung sehen. Schon am 14. September erwähnte er gegenüber Tony Blair, Premier Großbritanniens, eine mögliche Verbindung zwischen Al Kaida und Saddam Hussein, dem langjährigen Diktator des Irak, gegen den bereits sein Vater Krieg geführt hatte. Blair riet ihm davon ab, diese Vermutung weiter zu verfolgen. Und so konzentrierte mau sich zunächst darauf, aufgrund der vermuteten Verantwortlichkeit Bin Ladens, einen Krieg mit dem Staat Afghanistan, in dem sich der Verdächtigte aufhielt, vom Zaun zu brechen. Nichtsdestotrotz verfolgten Bush und seine Regierung – hier besonders Vize Dick Cheney und Verteidigungsminister Donald Rumsfeld – weiter die Absicht, Hussein und den Irak in die Sache mit reinzuziehen. Als auch CIA-Chef George Tenet eine Verbindung zwischen den beiden Lieblingsgegnern der USA für unwahrscheinlich erklärte, begannen Cheney und Rumsfeld diesen zu umgehen, selbst Informationen zu sammeln, die eine solche Verbindung nahe legten, und die Medien damit zu füttern. Bush verstand es derweil, in Reden immer wieder den Irak und die 9/11-Anschläge, zwar unzusammenhängend aber knapp aufeinander folgend, zu thematisieren, sodass die einheimische Bevölkerung bald eine Mittäterschaft Husseins für möglich hielt. Während des Irakkriegs glaubten 2003 laut Umfragen sogar bis zu 70% der US-AmerikanerInnen an eine persönliche Mitverantwortung des irakischen Diktators. Ohne dass Bush diese direkte Verantwortung je behauptet hätte – er sprach stets nur von Kontakten und allgemeiner Unterstützung der Al Kaida –, hatte diese mediale Manipulation eine ausreichende Zustimmung für einen Krieg gegen den Irak gebracht. Neben dieser fingierten und ums Eck gedachten Anklage für 9/11 war der Hauptvorwurf gegen den Irak der Besitz geheimer Massenvernichtungswaffen und die angebliche Planung von Anschlägen gegen die USA und ihre Verbündeten.

Motivsuche

All diese Behauptungen erwiesen sich nach der Invasion als unhaltbar, ja es war sogar vollkommen unglaubwürdig, dass die US-Regierung zuvor tatsächlich selbst davon überzeugt war. Übrig blieb als Kriegsgrund nur die Rettung des irakischen Volkes vor ihrem wahnsinnigen Diktator und die Vernichtung eines ohnehin schon quasi zerstörten Feinds der USA. Ersteres ist kein glaubwürdiges Motiv, solange nicht jeder zweite Machthaber in Afrika ebenfalls attackiert wird, zweiteres höchstens Formsache im Sinne Catos (*ceterum censeo* …), aber definitiv den Aufwand nicht wert.
Warum aber fühlte sich die US-Regierung, wenn sie an die vorgebrachten Vorwürfe ohnhin nicht glaubte, zu dieser Invasion berufen?

Es bleiben ein paar weniger ehrenwert wirkende Motive übrig: Allseits bekannt – das Öl. Dazu braucht nicht viel gesagt werden. Der Irak ist reich daran, Amerikas Hunger danach groß. Mau darf erinnern: Während bei der Eroberung Bagdads das Archäologische Museum geplündert wurde, war das Ölministerium bereits militärisch gesichert. Ob allerdings der freie Zugang zum Öl als Kriegsgrund ausreichte, darf getrost bezweifelt werden. Hussein bot wiederholt an, „der beste Freund der USA in der Region" zu werden, was vom Gegenüber schroff abgelehnt wurde. Was bleibt? Persönliches? Zwischen dem 11. September und dem Beginn des Irakkriegs wies Bush, wenn es darum ging, warum der irakische Diktator nun eigentlich so gefährlich sei, auch wiederholt darauf hin, dass Hussein versucht habe, seinen Vater zu ermorden. Er bezog sich hier auf ein Komplott, dessen Ziel angeblich ein Anschlag auf Bush sen. war, als er 1993 – bereits Ex-Präsident – den zuvor besiegten Irak besuchen wollte. Schon der Hergang des Komplotts ist zweifelhaft und eine Verbindung zu oder gar direkte Verantwortung von Hussein dafür in keiner Weise belegbar.
Wie auch immer, Bush jun., dem auch nachgesagt wird, dass er es immer für einen Fehler gehalten hat, dass sein Vater Saddam Hussein 1991 nicht gleich erledigt hat, scheint eine persönliche Aversion gegen den zuvor guten Freund der USA entwickelt zu haben.

Die Tonarten

Haben Bush und seine Vertrauten also die Kriegsgründe nur erfunden, um allenfalls zweifelhafte Ziele zu erreichen, eher aber einfache persönliche Bedürfnisse zu befriedigen? Haben sie also, wenn auch demokratisch legitimiert einem modernen, westlichen Staat vorstehend, dessen Basis die Werte der Aufklärung und die Moral des Christentums zugrundeliegen, vollkommen unmoralisch gehandelt? „Natürlich haben sie das", werden manche, ob der Naivität der Frage müde lächelnd, antworten.

Nein, haben sie nicht. Sie folgen nur einer anderen Moral. „*Es gibt Herren-Moral und Sklaven-Moral; – ich füge sofort hinzu, daß in allen höheren und gemischteren Kulturen auch Versuche der Vermittlung beider Moralen zum Vorschein kommen, noch öfter das Durcheinander derselben und gegenseitige Mißverstehen, ja bisweilen ihr hartes Nebeneinander – sogar im selben Menschen, innerhalb einer Seele.*" So schreibt Friedrich Nietzsche im Neunten Hauptstück von *Jenseits von Gut und Böse*.
Herren-Moral, die Moral der Vornehmen, das ist diejenige, die dem Tier, der Bestie näher ist, die Moral eines Wesens, das aus sich heraus das tut, was für es selbst und seinesgleichen gut ist, und dieses als *gut* definiert. *Schlecht* – mehr im Sinne von schlicht oder gemein – ist hier alles, was niedriger als dieses Wesen ist. Für Nietzsche ist diese Moral die ursprünglichere, die Moral aller alten, vor allem vorchristlichen Kulturen. Die harte, klare, einfache Moral – der gute Ton in Dur sozusagen.
Die Sklaven-Moral hingegen ist diejenige derer, die in der ersteren die Gemeinen sind, die unterdrückt werden, und die sich erst in Opposition zur Herren-Moral entwickeln kann. In ihr sind nun die Unterdrückten die *Guten*. Ihre Qualitäten und somit die ihrer Moral, sind diejenigen, die ihr Leben erleichtern: „*das Mitleiden, die gefällige, hilfsbereite Hand, […] der Fleiß, die Demut, die Freundlichkeit zu Ehren*". Und im Gegensatz dazu sind die Unterdrücker, die Herren, die Vornehmen, welche dieser Eigenschaften ermangeln, bzw. welche sie den Niedrigen gegenüber nicht gelten lassen, *böse*. Die weiche, schwache, rücksichtsvolle Moral der Unterdrückten – der gute Ton in Moll.

Tonartwechsel

Wie Nietzsche sogleich festgestellt hat, tauchen diese Moralen eben nicht nur einzeln, sondern auch ganz vermischt auf: G.W. Bushs Begründung für die Notwendigkeit des Krieges ist ein hervorragendes Beispiel dafür: Er ist *böse*, er bedroht uns alle, er hat uns vielleicht bereits in der Vergangenheit angegriffen (Ansprechen der Ängste der Sklaven, der Untertanen), und er wollte meinen Vater töten (der persönliche Rachedurst, die Willkür des Mächtigen, der sich nicht an Gesetze halten braucht, um seinen Willen durchzusetzen – die Herren-Moral).
Allerdings ist dies Auftauchen der Dur-Tonart hier nur ein kurzes Anklingenlassen, fast schon ein Verspielen. Meist verhält es sich anders: Gesprochen wird in Moll, gehandelt in Dur. Statt, wie es (in Moll) rechtens – *gut* – gewesen wäre, Saddam Hussein nach seiner Ergreifung an den internationalen Gerichtshof auszuliefern, übergab man ihn den irakischen Handlangern, bereitete ihm eine chaotische Verurteilung, die nur eines als Ende haben konnte: die gerechte Strafe gemäß der Herren-Moral – seine Tötung – das, was ein Tier, eine Bestie macht. Sie verurteilt nicht zu lebenslänglich.
Selbiges gilt für die Tötung Osama Bin Ladens: Natürlich hätte man ihm offiziell – die USA sind ja ein Rechtsstaat! – liebend gerne den Prozess gemacht, leider war aber die Tötung unvermeidlich, da die Herren ihn *ihrer* Gerechtigkeit (bring him to justice) zuführen wollten.

Schafspelztyrannen

Soll das nun heißen, Menschen wie G.W. Bush sind nach Nietzsche Vornehme, Herrenmenschen, edle Menschen im Sinne der Dur-Tonart? In grauer Vorzeit währen wohl solche an ihrer Stelle, heutzutag stellt sich die Situation aber komplexer dar: In der damals gerade beginnenden Demokratisierung Europas und der Entstehung des Sozialismus sah Nietzsche in erster Linie eine Züchtung, die ein *nützliches, arbeitsames, vielfach brauchbares und anstelliges Herdentier Mensch* hervorbringt (Jenseits von Gut und Böse, 8. Hauptstück). Da diese Menschen aber *des Herren, des Befehlenden bedürfen, wie des täglichen Brotes* begünstigt die Demokratisierung auch die Entwicklung von *Ausnahmemenschen der gefährlichsten und anziehendsten Qualität*.

„*[D]ie Demokratisierung Europas ist zugleich eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen, – das Wort in jedem Sinne verstanden, auch im geistigen.*"
Es entstehen also Charaktere, die eine Art geistige Chimäre – ein Mischwesen – darstellen, entstanden aus der Vermengung von Sklaven- und Herrenmoral. Als Ideengeber diente Nietzsche hier möglicherweise Napoleon, angesichts Figuren wie Stalin oder Hitler kann mau ihm hier aber getrost eine gewisse prophetische Qualität zugestehen. Zweifellos haben die Erfahrungen mit diesen Vorzeige-Tyrannen die Menschheit dazu gebracht, ähnliche Gestalten nach Möglichkeit zu verhindern. Verkleidet, in einen Moll-Moral-Schafspelz gehüllt, den Mund voller Kreide, bleiben sie uns aber wohl dennoch erhalten.

Text & Fotos: va

WEITERFÜHRENDE LEKTÜRE:

F. Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse.
F. Nietzsche: Zur Genealogie der Moral.

die wanzenprotokolle

DER TON DER GESELLSCHAFT

NON DE SCHOLA, SED DE VITA DISCIMVS - Nicht über die Schule, sondern über das Leben lernen wir.

Ein überaus gewöhnlicher Mittwochvormittag in der 4A-Klasse. Zehn Minuten nach dem Läuten kommt Lehrer Ellmaier in die Klasse, in welcher die Heranwachsenden das Schießen von U-Hakerln und Papierfliegern prompt einstellen und unverzüglich Ruhepositionen einnehmen, welche ein ungeschultes *Auge keinerlei krumme Machenschaften vermuten lassen. Keineswegs aber Ellmaier, der sogleich zu einer seiner berüchtigten Moralpredigten ansetzt – die sich unsere hörlustige Wanze natürlich nicht entgehen lassen möchte.*

Lehrer *(wutentbrannt)*: Sagt mal glaubt ihr, ich merk' das nicht? Scheinheilige Gfraster! Wenn man mit euch in den Tiergarten geht, merkt ja gar niemand, ob sich die wilden Tiere innerhalb oder außerhalb des Geheges befinden! Wenn sich alle so benehmen würden, wären wir ja heute noch in der Steinzeit! So werdet ihr es nie zu was bringen, das kann ich euch versprechen! Und außerdem … *(wird von einer Schülerin aus der letzten Reihe unterbrochen)*

Stella *(Kaugummi kauend)*: Wissen wir ja eh schon – Sie sagen uns ja jede Stunde wieder, dass wir Flaschen sind und immer größere Flaschen werden …

Justin: Ja genau! Wenn ohnehin nix aus uns wird, sollen uns doch alle kreuzweise.

Lehrer: Also jetzt reicht's aber!

Justin rülpst genussvoll.

Lehrer (*erbost*): Sag mal geht's noch? Das gibt jetzt gleich mal eine saftige Klassenbucheintragung! Warst du denn auf Urlaub, wie dir deine Eltern Manieren beibringen wollten?

Justin: Der Sinn von Manieren ist mir sowieso ungefähr so fremd wie der binomischer Formeln dritten Grades.

Lehrer: Das glaub ich dir aufs Wort! Ihr solltet die Leviten nicht nur gelesen bekommen, sondern überhaupt gleich hundertmal abschreiben! Knigge würde bei einem solchen Benehmen im Grab rotieren …

Justin (*ratlos*): häh?

Lehrer: Adolph Freiherr Knigge, seines Zeichens Schriftsteller im Zeitalter der Aufklärung, die anscheinend hier noch nicht recht durchgedrungen ist. In seinem Werk „Über den Umgang mit Menschen" heißt es etwa: „Lerne den Ton der Gesellschaft anzunehmen, in der du dich befindest"! Du kannst gleich damit beginnen, indem du die Kopfhörer aus deinen Ohren nimmst.

Justin: Und wenn der Ton ein falscher ist? Sie haben letztens ja selbst erzählt, dass im Nationalsozialismus ganz andere Werte gegolten haben als heute.

Lehrer: Abgesehen davon, dass ich überrascht bin, dass du dir was gemerkt hast, ist das ja wieder was anderes.

Justin: Warum? Wer sagt mir, ob der Ton der heutigen Gesellschaft richtig ist? Vielleicht ist es ja in Wirklichkeit total ungerecht, was sie von uns verlangen.

Lehrer: Ja sind denn ein paar Regeln des Anstands zu viel verlangt? Richtig hin oder her, ein höflicher Umgang miteinander ist alles andere als menschenverachtend, außerdem hat gutes Benehmen noch niemandem weh getan!

Justin: Ein Rülpser tut doch auch niemandem weh. Und ganz im Gegenteil, wenn etwas wehtut, dann gerade das krampfhafte Zurückhalten eines Druckausgleichs – Manieren hin oder her!

Stella: Also für meine kleine Schwester freuen sich immer alle, sobald sie ein Bäuerchen zustande bringt. Ist doch eigentlich schwachsinnig, ihr das später wieder abzugewöhnen, wofür sie jetzt gelobt wird …

Justin: Genau! Das ist etwa so, wie wenn Sie uns zwingen würden, den Lernstoff nach jeder Schularbeit sofort wieder aus dem Gedächtnis zu kicken.

Lehrer: Nachdem sich diese Frage nur dann stellen würde, wenn etwas im Gedächtnis *wäre,* brauche ich mir darüber zum Glück nicht den Kopf zerbrechen. Bei einem Kleinkind verstehe ich es ja, aber ich hoffe doch, dass hier drinnen niemand in Tränen ausbricht, sofern er oder sie einmal die Allgemeinheit vor den lautstarken Nachwehen des halb verdauten Wurstbrotes bewahren müsste.

Stella: Aber es hat auch niemand was davon, wenn man wen leiden lässt.

Lehrer: Besser einer leidet darunter als sämtliche andere.

Stella: Daran, dass sich andere durch ein herzhaftes Bäuerchen belästigt fühlen, ist doch nur die Gesellschaft schuld.

Justin: Also eigentlich Sie selbst, denn Sie sind ja mehr oder weniger eine Verkörperung der Gesellschaft.

Lehrer: So so, Herr und Frau Neunmalklug. Auch wenn euch die Gesellschaft – oder meinetwegen ich – einimpfen, was genau eine Belästigung ist und was nicht, so ändert das nichts daran, dass sich manche eben belästigt fühlen.

Justin: Ehrlich gesagt fühle ich mich eher dadurch belästigt, den ganzen Vormittag hindurch still dasitzen zu müssen, während ich mit Vorträgen zwangsbeglückt werde und noch dazu jeder ihrer Kolleginnen und Kollegen von mir verlangt, jede Stunde aufs neue topmotiviert an die Sache zu gehen. Müssten Sie mir jetzt nicht eigentlich verbieten, hier zu bleiben?

Lehrer: Das würde dir so passen! Viele deiner Mitmenschen in anderen Teilen der Welt würden aber wohl gerne mit dir tauschen, um nicht länger ein analphabetisches Dasein in irgendeinem Steinbruch fristen zu müssen. Irgendwann wirst du Undankbarer hoffentlich froh über die Errungenschaft sein, dass du hier jeden Vormittag unter der Woche verbringen *darfst*.

Stella: Das heißt, Schule ist zwar für die meisten eine Belästigung, aber im Endeffekt für viele eine Erleichterung im Leben, und deswegen ist Schule etwas, was die Gesellschaft wünscht.

Lehrer: Aus dir spricht Intelligenz in Reinkultur!

Stella: Dann verstehe ich aber nicht, warum Rülpsen nicht erwünscht ist.

Lehrer: Bitte?

Stella: Für viele mag es eine Belästigung sein, aber es wird sicher niemand abstreiten, dass es auch eine körperliche Erleichterung darstellt.

Lehrer: Also das ist doch jetzt wirklich was anderes! Glaubst du denn wirklich, dass unsere gesellschaftlichen Werte und Normen keinen Sinn haben? Wenn dem wirklich so wäre, warum haben sich diese Normen nicht längst geändert?

Justin: Aus reiner Gewohnheit.

Lehrer: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wir leben immerhin in einer Demokratie, da ist alles möglich, sofern es die Menschen wollen.

Justin: Dann stimmen wir doch gleich darüber ab – wer ist dafür, dass Rülpsen in der Öffentlichkeit erlaubt sein sollte?

Nach und nach werden immer mehr Hände nach oben gestreckt. Justin grinst zufrieden.

Lehrer *(verärgert):* Also erstens bin ich froh, dass nicht alles erlaubt ist, was nicht ausdrücklich irgendwann einmal verboten wurde. Und zweitens ist es sicher kein Schaden, wenn euch jugendlichen Rotznasen irgendwer mal Manieren beibringt, Herrschaftszeiten noch mal!

Heinzi: Genau, da haben Sie vollkommen recht. Und vergessen Sie nicht die ganzen Ausländer, denen könnte man auch mal beibringen, wie man sich benimmt. Die sollen sich integrieren und sich nicht so aufführen wie die Wilden!

Lehrer: Aber Heinzi, so kann man doch nicht …

Kaum fertig gesprochen, wird Lehrer Ellmaier schon von der Pausenglocke unterbrochen. Wie ferngesteuert hüpfen alle auf und stürmen aus der Klasse, während Ellmaier wie ein begossener Pudel das Haupt senkt und selbiges kräftig hin und her schüttelt, um seine Empörung über die drohende Zukunft der Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen. Desillusioniert nimmt er seine Siebensachen und bricht auf, um in der 3B zur nächsten Standpauke anzusetzen. Das wäre jetzt aber für unsere leidgeprüfte Wanze doch zu viel des Argen, weshalb sie der Trostlosigkeit des schulischen Alltags entflieht – in der Hoffnung, vielleicht bald wieder wertvolleren Gesprächen lauschen zu dürfen.

Text: pro

Illustration: amm

meinungen, in's eck gestellt

DAS LINKE ECK

Neues Hüsteln im Rauchereck

Dank Schuldenkrise, die den finanziellen Klobus in den kapitalistischen Untergang fährt; dank Fukushimas nuklearem Aus-/Unfall; dank Bin Ladens Loch im Kopf, dank … was weiß ich, ist die österreichische Öffentlichkeit von einem wichtigen Thema abgelenkt: NichtraucherInnenschutz.

Ja, gut! Vielleicht liegt dieses Thema nur mir persönlich auf der Lunge. Aber ich darf dies-bzgl. hysterisch sein, ich bin Vater eines Kleinkindes. Ich weiß auch, dass in Lokalen mit abgetrennten Bereichen jener der NichtraucherInnen immer noch eine höhere (giftige) Feinstaubbelastung aufweist, als der Parkplatz einer Harley-Convention.

Nun hält aber die Gastgartenzeit Einzug in Wien und selbst im Freiluftbereich des Kindercafes „Wiener Dschungel" finden sich gelegentlich „Erwachsene" ein, die, inmitten der Kinderschar, ihre Tschik leger in die Lüfte recken (für drei Züge pro).

Nicht nur die Innenbereiche sind also falsch reglementiert – hierbei wird durch die Regelung getäuscht und somit gefährdet –, der Gastgarten wird überhaupt nicht „bedacht".

Man könnte das natürlich mit der Frischluft im Freien entschuldigen. Aber würdet ihr eure Sommerzeit mit dem Auspuffrohr eines standgasenden LKW im Gesicht, verbringen? Warum nicht? Ist immer noch gesünder als der wienübliche Gastgarten – je nachdem, wie der Wind sich dreht.

Dieser bläst in Wien zwar immer, den verantwortlichen Ministerien bzw. Regierenden bzw. LandespolitikerInnen bzw. dem Pröll Erwin, von Seiten der mehrheitlichen NichtraucherInnen, aber nicht heftig genug ins Gesicht (lebt auch im sturmstillen NÖ).

anse

SELBSTDARSTELLUNG IN DEN SCHÖNEN KÜNSTEN

Ausgehend von der Lektüre des Zweigschen Buches „Dichter ihres Lebens“ soll die Frage nach der (positiven) Bedeutung von Selbstdarstellung durch Schreiben und Malen gestellt werden …

Stefan Zweigs hervorstechendste Eigenschaft ist sein einfühlsamer Zugang zu den von ihm portraitierten Künstlern. Er versteht es wie nur wenige andere Biografen, ein Bild vom Ausgewählten zu zeichnen und uns Lesende in die Zwangsläufigkeit seiner jeweiligen schöpferischen Eigenart einzuführen. Im Band „Drei Dichter ihres Lebens“ stellt er uns Casanova, Stendhal und Tolstoi vor. Diese Dichter mit so unterschiedlichen Themen eint ihre autobiografische Selbstauseinandersetzung (der auch Zweig in der „Welt von Gestern“ erlag). Stefan Zweig stellt den Zugängen zu den drei Dichtern ein gutes Vorwort voran, in dem er einige Tücken der Selbstauseinandersetzung in der Literatur aufzeigt. So besteht die Gefahr, ein Bild zu generieren, das sich mit den bereits existenten Fremdwahrnehmungen und dem eigenen Wahrgenommenseinwollen deckt. Um den Vorwurf einer allzu glatten, allzu positiven Darstellung zu entkommen, streuen die geschickten Autobiografen gezielt Glaubwürdigkeit erhöhen wollende Schwächen ein, derer sie sich vermeintlich genieren. Zweig rät zur Vorsicht, gemäß der „alles ist eitel“ - Devise dienen jene hingeworfene Knochen allenfalls zur Besänftigung kritisch Suchender, sind aber nicht Ausdruck des Allerinnersten. Dies wird in andren Formen abgehandelt – falls es überhaupt einen Weg nach außen findet.

Kleine Formen - große Themen

Diesen Formen gilt es nachzuspüren. Denn in diesen ist die Gefahr der Inszenierung (der wir in anderer Materialität im Alltag stetig begegnen – wer ist frei von Zwängen der Mode, der Marke, der gezeigten Zugehörigkeiten, der Attitüden, der bewusst gewählten Sprache?) geringer. Muss im bedeutungsschwangeren (auto-)biografischen Werk eine konservierende Festschreibung erfolgen, so bleibt der sich seiner entäußern Wollende in der privat intimen Form geschützter und kann offener schreiben. Ein Blick auf Briefwechsel, Tagebücher, Skizzenbücher eröffnet dem interessiert Suchenden ambivalentere Einblicke in des Künstlers Leben. Hier wird weniger weggelassen, weniger zur Rundung hinzuerdichtet – hier wird die Fülle des Lebens abgearbeitet, abgetragen – ohne allzu dick aufzutragen. Immer vorausgesetzt, dem Schreibenden geht es hier um Rückhaltlosigkeit und nicht um Selbstvergewisserung durch nach außen weitergegebene starre Interpretationsbehelfe (aber selbst diesem Ansinnen kommt man durch die Fülle der ggf. divergierenden kleinen Formen auf die Schliche). Gerade im Tagebuch (ohne Veröffentlichungsintention) ist Unmittelbarkeit, ein redliches „das ist mir das“ zu erwarten. Und in diesen Gedanken und Gefühlen eigene ansatzweise wieder zu finden mag schön sein, mag inspirieren.

Das Große - das Unredliche?

Es mag der Eindruck entstehen, nur im Kleinen glücke die echte Selbstaussage. Doch das kann nicht solcherart generalisiert werden, denn wir vergäßen so den Anspruch, den ein Künstler durch die Selbstoffenbarung hat – sein „seht her, das bin ich“ will immer auch Dialog zum ihn Anschauenden/Erlesenden sein. Und oftmals ist die Einladung ins geschickt präsentierte Innerste eines Anderen zu schauen auch ein spiegelndes Spiel: „Was sagst Du dazu? Wie müsstest Du Dich darstellen? Wie gehst Du mit dieser meinen Offenheit um? Welche Bilder von Dir gibt es – welche traust Du Dich herzuzeigen? Welche aber verbirgst Du warum? (…)“. Oftmals gebricht *die eine* Darstellung, bleibt ein „da ist etwas von mir auf der Strecke geblieben“ für den Äußernden spürbar – noch öfter aber für den Betrachtenden. Daher ist die Egomanie, die Besessenheit mancher unablässig Selbstzeugnisse Produzierender (man denke an Schieles Selbstportraitreigen, im Belvedere zu sehen – oder Jonas Burgerts Lebendversuche in der Kunsthalle Krems) verständlich – in der Malerei ist das „mehr denn 1000 Worte sagen“ – Können aber auch zeitlich begrenzt: wir erleben immer nur Momentaufnahmen – wohingegen Literatur die Gewordenheit stärker mit einbeziehen kann. Das ist der Nachteil des unmittelbar sprechenden Bildes: Prägekräfte können zwar durch (technische oder Bild-)Zitate angedeutet werden, will man aber die eigene Entwicklung abbilden, braucht man in der Regel den Vergleich – und somit die Fülle. Zweig trug dieser Notwendigkeit Rechnung, indem er dem Künstler (Stendhal) nicht Egoismus (in seiner Andere benachteiligenden Form), sondern den Neologismus „Egotismus“ zuschrieb: die aus dem Wunsch möglichst umfassender korrekter Selbstwahrnehmung und -abbildung erwachsende intensivierte Selbstbeschäftigung. Und die kann im Kleinen wie im Großen versucht werden – und sie stellt auch ganz ohne autobiografische Ambition eine regelrechte (weil das achtsame Leben intensivierende) Selbstverpflichtung dar. Scribeamus igitur!

lr

befragen Sie die sterne mit madame crystal

HOROSKOP

Ernst Strasser

Ganz der Schlaue, der Sie sind, haben Sie schon früh in Ihrer Kindeheit am idyllisch-hausruckviertlerischen Bauernhof begriffen: Will man Erfolg (also Geld) haben, muss man mitunter ein Arschloch sein. Am besten, man macht es wie alle anderen da oben, platziert sich geschickt, macht sich unentbehrlich und häuft reichlich gute Freundschaften an, die man durch kleine Aufmerksamkeiten erhält, z.B. besetzt man kleine Posten um oder forciert winzige Änderungen im Regierungstext zugunsten landschaftsverändernder Kraftwerksprojekte – alles keine große Sache, und der Rubel rollt! Besonders, wenn das ohnehin vague Gewissen längst erstickt ist. Nun aber sind Sie wirklich in einen randvoll gefüllten Fettnapf gepurzelt. Durch Ihre dreiste Dummheit, anders kann der Ihnen zuzuschreibende Wesenszug nicht bezeichnet werden, haben Sie selbst zu verantworten, was auf Wikipedia nun unter „Cash-for-law“-Affäre nachzulesen ist. Da hätten Sie sich besser an einen Ihrer ehemaligen Parteikollegen gehalten – nach dem Motto „Hände falten, Goschen halten“. Tja – gegen pathologische Fälle hilft manchmal auch die beste Kristallkugel nix.

Anton Polster

Sie können wirklich stolz auf sich sein. Nach einer bewegenden Karriere als „Held und Trottel der Nation“ – und das gleichzeitig! (http://www.austria-archiv.at/) haben Sie sich nun auch noch als „Dancingstar“ ein Denkmal gesetzt – auch wenn auf ein solches eh nur die Tauben scheißen. Jedenfalls, und ja, das stimmt, sollten Sie sich nicht allzusehr auf Ihren Lorbeeren ausruhen – den längst vergangenen Ruhm kann man nicht essen, und, nein, auch nicht trinken. Sie sollten sich wirklich langsam Gedanken um Ihre Zukunft machen; die Zeiten als Torschützenkönig sind ja wohl vorbei, ATV hat schon den Lugner und das dummblonde Strippermädchen, und was die Aussicht auf eine intellektuelle Karriere betrifft, nun ja – das dürften dann doch einige Kopfbälle zu viel gewesen sein. Von der stellaren Konstellation her sollten Sie Ihren Schritt jedenfalls sehr genau überlegen und dann, so wie Sie‘s immer gehalten haben, spontan zusagen. Immerhin sind Sie ja Optimist, wenngleich sich dies freilich keineswegs, wie oft fälschlich angenommen, in der Beschaffenheit der Blutgruppe äußert.

die kochecke

BAGGERS BANKETT

Staatsstreich

Eine altmodische, aber raffinierte Idee aus dem Frankreich des 18. Jahrhunderts, eignet sich das süß oder pikant zu bereitende Gemenge sowohl als dekorative Glasur auf hausgemachten Krisen, als auch als nahrhafter Anstrich zur völkischen Sättigung. Wir erinnern uns: ob Kuchen statt Brot oder umgekehrt, ob mit Zuckerpeitsche oder ohne – es gibt schier endlose Variationen. Großmütterchens Geheimtipp ist die Zermürbung des Grundgemenges als Vorbereitung.

1-2 Volk (können auch viele sein) gut durchgeklopft
1 Schuss Revolutionsgeist
1 EL Systemkritik
3 Tassen Defizit aus dem Staatshaushalt
Salz, Pfeffer oder Zucker je nach Geschmack

Das gut geklopfte, zermürbte Volk am besten einige Zeit im Defizit einlegen bis es zu gären beginnt, folglich die Gewürze mit dem Geist und der Kritik vermischen und nach und nach unterheben. Vorsicht sei geboten: bei all zu schneller Zugabe der Ingredienzien könnten chemische Explosionen auftreten. Also am besten klein anfangen mit einem Handgemenge, dann immer mehr, bis eine schöne aufrührerische Masse entsteht. Diese in eine feuerfeste Form füllen und ab damit in die Brutstätte (Ofen bei 100°C) bis der Auflauf brodelt und die Menge kocht. Folglich abkühlen lassen und dabei darauf achten, dass sich die Farbe ändert. Wenn als Glasur verwendet, am besten noch heiß auf die Krise auftragen und dann erst abkühlen lassen. Fazit: kleine Zutat, große Wirkung!

sto

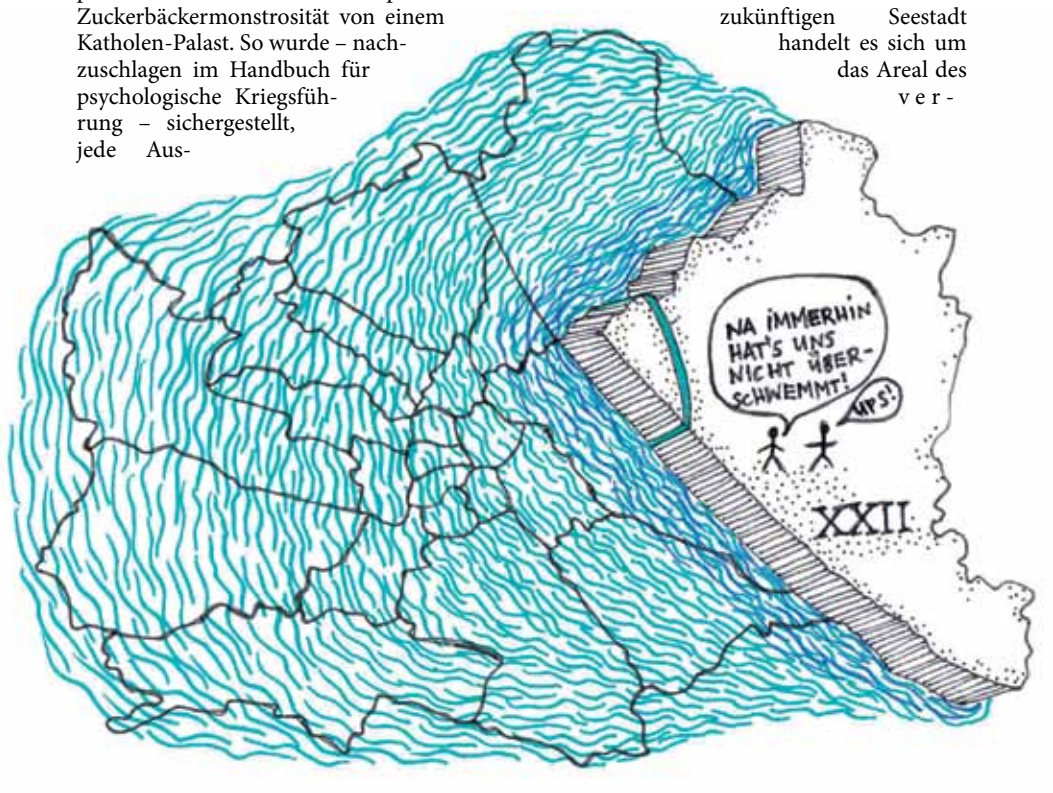
HIN&WEG: DONAUSTADT

Land der vielen Titel, über die man nicht nur miese Witze machen sollte. Trotzdem an dieser Stelle ein paar der schlechtesten.

Mit einem hatten die nicht immer sehr diplomatischen Vertreter_innen der US-amerikanischen Botschaft in ihren infamosen Cables über Österreich Recht: Sie diagnostizierten „lack of a long-term goal and popular isolationism“ und diese seien „deeply rooted“, nicht nur in der Geschichte, sondern vor allem in der Mentalität der hiesigen Bevölkerung. Dies trifft im Großen (nach österreichischen Maßstäben) wie auch im Kleinen ins Auge. Donaustadt nun ist das Österreich von Wien. Man hockt gern im eigenen Kaffee und guckt nur heimlich den Nachbarn beim Untergehen zu. Ein echter Wiener geht zwar nicht unter, der 22. Wiener Gemeindebezirk besteht jedoch zum größten Teil aus ehemals niederösterreichischem Staatsgebiet, während der Rest lange Zeit zum 2. Bezirk zählte; ein Grund für die andauernde Identitätssuche von Bevölkerung und Stadtplanung und die Zerrissenheit, die nicht nur zwischen den ruralen und urbanen Inseln herrscht. Der 22. darf sich zwar größter Bezirk Wiens nennen, dies passierte allerdings nur aus Gründen der verwaltungstechnischen Vereinfachung dieser Ansammlung an Dörfern. Die Donaustädter und Donaustädterinnen sind wohl auch eher Donaulandler und Donauländlerinnen und beackern fast ein Viertel der Gesamtfläche Wiens. Ansonsten ist der Bezirk meist notorischer Zweiter: am zweitdünnsten besiedelt und dabei die zweitgrößte Bevölkerungsanzahl, aber davon kann man sich wenig abbeißen und schon gar nicht die Anerkennung erreichen, die Donauland sich so gerne über die Gastherme hängen würde. Aber an beinah alldem sind sie selbst schuld, lehrt uns die Geschichte.

An der schönen blauen, alten oder neuen Donau

Einst war Donaustadt das Nildelta Wiens, doch die Menschen bevorzugten die Vereinfachung gegenüber der Überschwemmung und setzten der Donau das Lineal an. Um nicht gänzlich die Schuld am Ergebnis zu tragen, holten sie sich einen Londoner, der bisher Flüsse in Indien begradigt hatte und einen Karlsruher, der bestimmt auch nicht weniger geradlinig war, ins Boot. Als Strafe für diese erste große Verschandelung gehört die Donau bis heute zum 2. Bezirk und die Donaulandler_innen können nicht ohne drohende Faust aus Transdanubien herübersehen. Damit ihnen beim Drohen zumindest das Sehen vergehen möge, bauten die Leopoldstädter_innen am Mexikoplatz eine Zuckerbäckermonstrosität von einem Katholen-Palast. So wurde – nachzuschlagen im Handbuch für psychologische Kriegsführung – sichergestellt, jede Aussicht, die sich in Richtung Zentrum richtet, zu zerstören. Hätte man geahnt, was folgen sollte, man hätte den 22. Bezirk ziehen lassen und aus Donaustadt einen Donaustaat gemacht, denn Transdanubien ist das Baskenland Wiens – nur ohne ETA und eigene Sprache: eine Kolonie von Separatist_innen, die 1976 die Unabhängigkeit erzwingen wollte und zu diesem Zweck die Reichsbrücke einstürzen ließ, um die wichtigste Verbindung zum Festland zu kappen. Langwährende Verhandlungen waren nötig, sie zu überreden, die Brücke wieder aufzubauen – ein unterirdischer Tunnel reiche auch, so der Tenor, denn die Donaustädter_innen wären gerne die Brit_innen unter den Wiener_innen. Die nächste Kampfhandlung dauert bis heute an und versucht, aus unterschiedlichen Hochhausklötzen eine Skyline zu basteln, um von hoch oben die neidischen Gesichter besser funkeln sehen zu können. Aus Platzmangel änderte Festland-Wien seine Strategie und schaffte mit ungewöhnlicher Methode, den Ruf der Stadt am anderen Ufer über Jahrzehnte zu schädigen. Diese Anti-Image-Kampagne trug den Codenamen „Kaisermühlen Blues“ und wird bis heute über das kooperierende Ausstrahlungsmedium ORF an das sofaverwachsene Volk gebracht. Noch heute ist man sich sicher: Kaisermühlen ist wohl das Kaisermühlen Wiens. Der Versuch, sich internationale Verstärkung in Form der UNO-City auf die Donauplatte zu holen ist nur bedingt geglückt, denn auch diese grenzen sich auf ihrer architektonischen Insel gewollt vom Rest ab. Selbst der in seiner abstoßenden Ganzheit geniale, lärmende Schutzwall mit dem Namen „Copa Kagrana“ versah nur bedingt seinen Dienst und wird mehr und mehr zu einem Verfallswall, während am alles überwachenden Donauturm eine neue Taktik geschmiedet wurde. Der 22., bzw. die zusammenarbeitenden Dörfer Kaisermühlen, Stadlau, Aspern, Kagran, Hirschstetten, Breitenlee, Essling, Süßenbrunn und Lobau (die letzteren drei sind Marchfeldgemeinden, weswegen Donaustadt auch als die Gurkerlbude Wiens gilt) ziehen sich seit geraumer Zeit eigene Stadtteile heran, eine kleine Armee an Stadtteilen unter dem Decknamen „Donau-City“ mit der Seestadt Aspern als Kommado(de)zentrale. Dies ist als symbolischer Akt zu werten, war es doch die Schlacht bei Aspern, in der Napoleon 1809 seine erste Niederlage einstecken musste – Donaustadt: das Waterloo Wiens. Und doch auch das Symbol eines weiteren Verlusts: bei dem Gebiet der zukünftigen Seestadt handelt es sich um das Areal des vergangenen Flughafens von Wien, der in die Abgründe der Bedeutungslosigkeit gestoßen wurde, als der „Erwin Pröll International Airport“ in Schwechat fertiggestellt war.



Hier sollte ein weiterer Zwischentitel stehen

Eine nicht zu unterschätzende Schwäche muss bei all der Kampferfahrenheit der „Drübigen“ beachtet werden, und zwar das grobe Missverständnis betreffend der Wörter „Natur“ und „Schutz“. Hier soll nicht darauf angespielt werden, dass Donaustadt die einzige Mülldeponie Wiens ~~ist~~ hat. Vielmehr geht es um Wiens Anteil am Nationalpark Donauauen, der/die/das Lobau. Die Lobauern denken nämlich, die Natürlichkeit des menschlichen Körpers bedürfe Schutz und solle darob museal zur Schau gestellt werden. Ein Beispiel dafür, dass hier nicht aus der Geschichte gelernt wurde; eine allzu freie Freikörperkultur brachte doch schon den real existierenden Sozialismus im Allgemeinen und so manche Kommune im Speziellen zu Fall. Internationale Warnhinweise dürften gefruchtet haben, verirren sich doch normalerweise kaum Tourist_innen dorthin. aber: gegen die Tourist_innen aus der eigenen Stadt, die wagemutigen Restwiener_innen scheint kein Kraut gewachsen, was man im Donauländle schnell als giftige Werbekampagne zu nutzen wusste: „Wir leben da, wo ihr Urlaub macht: Donaustadt, das Kärnten Wiens!“ Die Zweiundzwanziger_innen sind heute zum großen Teil Katholik_innen, der Rest ist noch immer Mitglied im Donauland Verlag. Beides sind Gründe für eine rege Austauschtätigkeit mit namhaften Partnerstädten und -bezirken wie Trastevere, dem Transtiberium Roms, sowie Transnistrien und Transsibirien. An deren Glanz misst man sich im Gemeindebau bis heute. Und glücklicherweise ahnen nur die Wenigsten, was in der ehemaligen Zone der rezenten Mäander möglich gewesen wäre. Ende des 19. Jahrhunderts schrieb der Stadtplaner Camillo Sitte: „Es wäre durchaus nicht nötig, an einer so hervorragenden Stelle, welche vielleicht berufen ist, dereinst eine Glanzstelle des Wien der Zukunft zu bilden, alles von vornherein zu verderben.“ Was man nicht ändern kann, soll man nicht betrauern.

Text: bri
Illustration: amm

REDAKTIONELLES

KONTAKTIEREN!

Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen.
Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Möglichkeit, Stellung zu nehmen, gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

ABONNIEREN!

Ab 15 Euro bekommen Sie ein ganzes Jahr alle Ausgaben – vier nämlich – druckfrisch nach Hause zugestellt.

Entweder über unsere Homepage Kontakt aufnehmen (www.derbagger.org/abo) oder einfach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck (oder per E-Mail an redaktion@derbagger.org) Name und Zustelladresse angeben.

Verein für Diversität in der Medienlandschaft
Jörgerstraße 35/4, 1170 Wien

Konto-Nr: 289 147 43 800 BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800 BIC: GIBAATWW

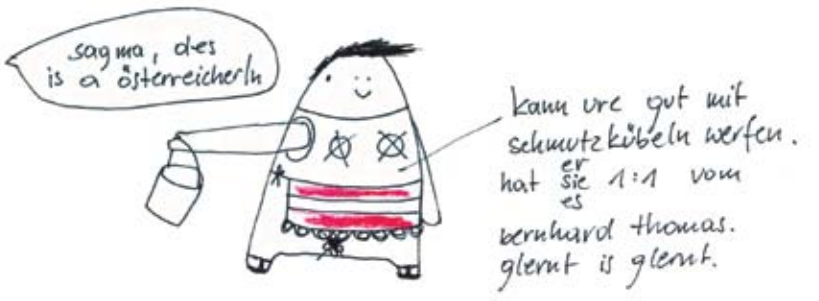
PARTIZIPIEREN!

Der Bagger freut sich über neue MitarbeiterInnen. Was wir konkret brauchen können, findet sich stets aktuell gehalten auf:
www.derbagger.org/mach_mit.

INSERIEREN!

Auch in der nächsten Ausgabe können Sie ein Werbeinserat im Bagger schalten. Informationen dazu finden Sie hier: www.derbagger.org/inserat.

Für Rückfragen sind wir unter redaktion@derbagger.org selbstverständlich jederzeit erreichbar.



KANTONALE KARTONABFUHR

Die Schweiz mag für vieles bekannt sein: Schokolade, Taschenmesser, Käse, Großbanken, Uhren, Steuerhinterziehung, Patriotismus. Eines aber wird man in der Schweiz kaum finden: Kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und Gegenwart, oder ein beständiges Hinterfragen der eigenen Identität und ein gesundes Maß an Selbstverachtung.

Wer den Hurra-Patriotismus, mit dem Schweizer aller Stände und Regionen den 1. August feiern, einmal miterlebt hat, der wird sicher zustimmen, wenn an dieser Stelle konstatiert wird, dass die Eidgenossen durchaus eine Lektion in Selbsthass und Nestbeschmutzung vertragen könnten, vielleicht die einzige Tugend, in der Österreich als weltweit führend gelten darf. Daher wollen wir mit unserer Kunst, in der uns Lehrmeister wie Thomas Bernhard unterwiesen haben, nicht geizen und unsere westlichen Nachbarn gerne in die Tugend der Verbitterung und des Schmutzkübel-Werfens einführen:

Fortschritt und Demokratie

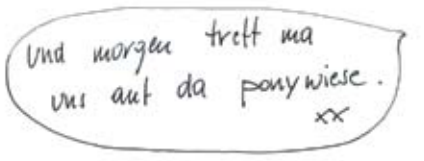
Die Schweiz gilt seit jeher als fortschrittlich und inszeniert sich stolz als Wiege der neuzeitlichen Demokratie. Man verweist gerne auf den Vorbildcharakter und die Tradition der demokratischen Institutionen. Wie weit es damit jedoch her ist und wie der Fortschritt in der Schweizer Weltsicht aussieht, klärt sich schnell, wenn man daran erinnert, dass die Schweiz erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Frauenwahlrecht auf Bundesebene eingeführt hat. Zu dem Zeitpunkt war dieses bereits seit 40 Jahren etwa in der türkischen Verfassung verankert. Die Wahlbeteiligung in der Schweiz ist verschwindend gering, nicht nur bei Volksabstimmungen und das mancherorts immer noch gepflegte Abstimmen durch Handheben entspricht wohl kaum den Standards einer geheimen modernen Wahl. Soviel zur Fortschrittlichkeit und dem Schweizerischen Wert der direkten Demokratie. Die Politikverdrossenheit ist sogar noch stärker ausgeprägt als in anderen europäischen Ländern und wirklich mobilisieren lassen sich die Massen nur mit stumpfsinnigen und hetzerischen Parolen. Wie überall gilt, wer das meiste Geld in die Hand nimmt und die größte Aufmerksamkeit erregt, geht am Ende als Sieger aus solchen Abstimmungen hervor, mit den aus der jüngsten Vergangenheit bekannten hanebüchenen Ergebnissen.

Minderwertigkeitskomplex

Doch was will man von einem Volk erwarten, das sich immer noch mit Stolz auf seine legendären Eidgenossen beruft, eine Horde ungeschlachter Bauern, die für ihre unbarmherzige Brutalität bekannt waren und durch solche Tugenden Angst und Schrecken verbreiteten. Jahrhunderte später wurden die Ereignisse dann seitens eines deutschen Dichters so lange verdreht und verklärt, bis ein Heldenepos entstand, auf das die Abkömmlinge des Bauernpöbels immer noch mit Stolz verweisen. Natürlich musste es aber ein Deutscher sein, denn die Schweizer selbst wären ja gar nicht in der Lage gewesen, solche Kunst hervorzubringen, da sie kaum ihre eigene Muttersprache beherrschen. Auf Lebensläufen von gebürtigen Deutschschweizern findet man tatsächlich hin und wieder „Deutsch" als erste Fremdsprache angeführt. Dass aus einer solchen Unfähigkeit, sich in der eigenen Muttersprache zu artikulieren, ein gewisser Minderwertigkeitskomplex entstehen muss, ist nachvollziehbar und es verwundert wenig, dass sich dieser Komplex nun gerade in der Ablehnung der Deutschen widerspiegelt, die so locker und flockig mit der Sprache umzugehen vermögen, während der Schweizer sich an seinen „ch" und „k"-Lauten beinahe verschluckt (oder noch schlimmer).

Stets wehrbereit

Völlig unfähig, sich durch kulturelle Leistungen abzuheben und gleichsam aus Scham über die bäuerliche Herkunft verlegte man sich nun darauf, das zu tun, wofür es zwar keinen Geist, dafür aber umso mehr Skrupellosigkeit und Raffgier braucht: Das Verwalten und Vermehren von Geld also. Eine sogenannte „Neutralität" dient dabei als angenehmer Vorwand, Geld von jedem anzunehmen, unabhängig davon, um was für einen Verbrecher, oder Massenmörder es sich handelt. Das sogenannte „Bankgeheimnis" wiederum schützt Verwalter und Kunden und begünstigt ganz nebenbei und selbstverständlich ungewollt Geldwäsche und Steuerbetrug. Was also an Geist fehlt, wird durch Bauernschläue und Hinterhältigkeit ausgeglichen.



Wer so viel zu verbergen hat und gleichzeitig seine Identität auf gewalttätige Bauernhorden, Mord und Totschlag gründet, der muss natürlich „wehrhaft" sein. Eine gewisse Paranoia lässt sich leicht aus dem vorigen ableiten und man wird auch sofort fündig. Wann immer in der Schweiz Worte wie Bürgerrechte, Freiheit und Eigenverantwortung fallen, meint man in Wirklichkeit immer nur Waffen, Waffen, Waffen. Man sagt zwar Mündigkeit, meint aber Waffenbesitz. Einen anderen Bezug zu solchen Begriffen gibt es hier nicht. Keine abstrakten Debatten, keine intellektuelle Auseinandersetzung. Der Karabiner im Keller ist wie die Fahne mit dem Kreuz und die regelmäßigen Schießübungen eine notwendige und auch absolut hinreichende Bedingung für das Dasein als freier Bürger. Ende der Debatte. Oder wollen wir etwa „Schweizer Werte" zerstören? Soll man hier von Werteverfall sprechen? Doch das ist müßig, denn es würde voraussetzten, dass jemals höherstehende Werte vorhanden waren.

Um also den Mangel an Geist und Kultur auszugleichen, wird krankhaft auf Präzision gesetzt. Nicht umsonst gelten Schweizer Uhren als besonders präzise, denn die Kleinlichkeit und der Kleingeistigkeit wird diesen Leuten bereits in die Wiege gelegt. Präzision, Pünktlichkeit und Sauberkeit wären die 3 Schlagworte einer Revolution, die es in der Schweiz natürlich nie geben wird, denn dort unterdrückt sich das Volk selbst und zwar bereitwillig und bis ins kleinste Detail. Der Kleingeist macht jedoch auch vor einer weiteren Unterteilung des ohnehin schon bis zur Bedeutungslosigkeit kleinen Landes nicht halt. Der „Kantönligeist", ein anderes Wort für regional bedingte Engstirnigkeit, ist in allen Kantonen und in jeder Lebenslage anzutreffen. Die Pingeligkeit wird selbst noch bei der Abfallentsorgung auf die Spitze getrieben: Altpapier ist säuberlich gebündelt und verschnürt abzugeben, und aufgepasst, dass ja kein Karton dabei ist, denn dieser ist in der Schweiz eine andere Art von Abfall und wird an einem anderen Tag ebenfalls fein säuberlich gebündelt und verschnürt seiner Bestimmung übergeben. Nirgends sonst auf der Welt wird dem Abfall soviel Aufmerksamkeit und Aufwand gewidmet wie in der Schweiz. Wie soll da noch Zeit und Kraft für Kreativität und Kultur bleiben, wenn selbst der Müll noch mit Präzision zu behandeln ist. Doch offensichtlich gilt ein gut geschnürtes Kartonbündel hier mehr als eine Klaviersonate und das ist gar nicht verwunderlich: Mit der Kunst des Bündelns kann der kleine Geist etwas anfangen, denn Ordnung muss sein. Beethoven hingegen ist furchteinflößend.

„Kulturnation"

Erwartungsgemäß liegt es mit den eigenen kulturellen Leistungen im Argen. Doch die Erwartungen an eine Nation, deren Nationalepos von einem Ausländer gedichtet werden musste, können nicht allzu hoch gesteckt sein. Das weltweit bekannteste Buch aus der Schweiz ist *Heidi* … Kein weiterer Kommentar. Ein paar Maler aus früheren Jahrhunderten, ein paar biedere Volksdichter, überschätzte Bildhauer und natürlich ein mittlerweile nicht mehr ganz frischer Autor, der aus Mangel an Alternativen immer wieder aufgewärmt wird, sind neben einem Krimi-Spezialisten wohl die magere Ausbeute auf diesem Gebiet. Ach ja: Jean-Jaques Rousseau wurde in Genf geboren! Auch wenn man den Stadtstaat des 18. Jahrhunderts kaum mit der heutigen Schweiz vergleichen kann, so scheint es doch naheliegend, dass die Analyse über den verderblichen Charakter der Gesellschaft in diesem Land entstanden ist. Woher aber die Ansicht, dass der Mensch im Naturzustand gut sei, stammt, bleibt schleierhaft, doch Rousseau war viel auf Reisen…

Wer also in die Schweiz hineingeht, der geht in ein Land hinein, in dem Kultur mit Pünktlichkeit, Freiheit mit Waffenbesitz, Geist mit Kleingeist, Tüchtigkeit mit Skrupellosigkeit, Kreativität mit Präzision, Fortschritt mit Sauberkeit, Kunst mit Landschaft, Neutralität mit Währungsstabilität und Gesetzestreue mit Spießigkeit verwechselt wird.

Am Ende bleibt also zu wünschen, dass die obigen Bemerkungen, die im Sinne des Kulturaustausches und der Völkerverständigung zu verstehen sind, sich als lehrreich für alle Beteiligten erweisen und folgende Schlussfolgerung: Gehen sie ruhig in die Schweiz hinein und Sie werden feststellen, es handelt sich tatsächlich um das schlimmste Land der Welt (mit Ausnahme fast aller anderen).

Text: clr

Illustration-Reaktion: on

GESCHICHTE EINER SELBSTFINDUNG DURCH LIEBE UND LIEBESLEID

Ein den Atem stocken machendes Buch ist dem Südtiroler Schriftsteller Joseph Zoderer gelungen – er nennt es „Die Farben der Grausamkeit", 2011 erschienen im Haymon Verlag.

Richard ist das was man gemeinhin einen glücklichen Menschen nennt. Der erfolgreiche Journalist ist mit einer schönen ihn verstehenden Frau verheiratet, ist Vater zweier Söhne und erfüllt sich den Lebenstraum eines Rückzuges aufs Land. Gemeinsam mit Frau und Kindern baut er ein altes Bauernhaus um, restauriert es liebevoll, schafft sich ein Refugium im Grünen, im Stillen. Zwar muss er täglich zum Arbeiten in den Lärm der Hauptstadt zurück, aber dort wartet auch seine Geliebte, die ihm das Gegenteil seiner ihn ruhig machenden Landexistenz gibt: Leidenschaft, das Gefühl grenzenloser Freiheit und der uneinholbaren Süße des Lebens. Zwar belastet dieses Doppelleben unseren Hauptprotagonisten auch phasenweise und dennoch kann er nichts anderes tun als seine „unerträgliche Leichtigkeit des Seins" leben. Selma, seine Frau, die Burschen zu lieben und gleichzeitig Ursula begehren und mit ihr seine Lust zu stillen, das geht für Richard zusammen. Bis Ursula entschwindet, nicht mehr Gespielin und Geliebte sein will und kann. Dann erst beginnt Richards Martyrium: er sehnt erinnernd die Gefährtin herbei, entwertet sich sein Familienleben, das er in Zeiten des Nebeneinander als Idyll mit Hund noch so zu schätzen wusste. Die einsamen, sprachlosen, wütenden, sinnenden Märsche durch den (Schnee-)Wald nehmen zu, Selma spürt seine Entfremdung und gestattet wortlos Richards Flucht ins Ausland, wo er als Berlin-Korrespondent tätig wird, in Zeiten des Aufbruchs.

Aufbruch und Umbruch in Berlin

Mit einer guten Erinnerungsgabe gesegnet, schildert uns der 75jährige Joseph Zoderer die Umbrüche im Berlin des Jahres 1989. Er lässt auf überzeugende Art das längst vergessene leibhaftige Gefühl der Beklemmung und des Eingesperrt-Seins, das im Osten (nicht nur für den westlichen Besuchsgast) herrschte, lebendig werden. Und findet so die ideale zeitgeschichtliche Situation für „seinen" Richard – der auch zwischen Bergung und Aufbruch, zwischen Enge und Freiheit, zwischen Zurücknahme und Ausleben schwankt, hin und her wankt(e). Die Lebendigkeit, das rauschhafte Glück der Ostberliner, die in diesen Novembertagen die „Party ihres Lebens" feierten, die das abgegriffene Wort des „Wahnsinns" so verzeihlich oft im Munde führten – genau das braucht ein Richard um am gänzlich unvertrautem Ort die Möglichkeit des leibhaftig und geistig anders Lebendigseins zu spüren. Mit Ursula, die er als Veränderte zufällig in Berlin wieder trifft. Die amour fou setzt sich fort – bis Ursula zu ihrem Mann nach Barcelona zurückkehrt und Richard (wie schon zuvor immer wieder) in die Bergeinsamkeit. Selma, die ihn so sehr brauchenden Burschen, erreichen ihn nicht – nur eine Hülle ihres einst so vertrauten Gefährten sitzt in deren Hof. „Du kommst nicht wieder" sagt Selma bei einer neuerlichen Abreise Richards nach Berlin, wohin sie ihm auch einmal nachgefolgt war.

Wende in Barcelona

Und das sagt die duldsame Selma zu diesem Zeitpunkt als sichere Gewissheit. Der Leser, der neben dem Handlungslauf auch einem kursiv eingefügten Gedankenstrom Richards folgt, glaubt gleiches. Doch – und hier reißt diese Inhaltswiedergabe ab – es kommt anders als gedacht. Barcelona hilft Richard, zu weiteren Selbsteinsichten zu kommen, und er vermag die Möglichkeiten seiner und Ursulas Liebesfähigkeit noch genauer einzuschätzen und seine, eine vorläufige (?), Entscheidung zu treffen.

Ausklang

Was ist Zoderer mit diesem dreigliedrigen Buch gelungen? Er erzählt von Gegensätzen, von Lebensentwürfen, von Sehnsüchten, die in vielermanns Brust zu finden sind. Er zeichnet mit Richard einen Charakter des Stürmens und Drängens, der das Leben aussaugt als gäbe es nur eines (und so ist es ja auch). Er stellt diesen unruhigen Geist in unterschiedlichste Umgebungen und zeigt dessen Zwangsläufigkeiten auf. Er stellt ihm zwei Frauen zur Seite, die bemerkenswert und in ihrer Darstellung wahr scheinen. Er tut all das mit einer sehr sensiblen Sprache, voller Bilder wie zum Beispiel diesem „Er war ein Verleiher seines Ichs, ja, das fiel ihm wie Schuppen von den Augen, er hatte sich immer hergeliehen, und sich vernichtet für das aufregende Gefühl, mit etwas Fremden in Atemnähe, in Fleischnähe zu kommen." Er lässt Richard gewähren, in all seiner Konsequenz (die wir uns oft selbst nicht verstatten). Und darin liegt das mutig(st)e Plädoyer des lebensklugen Autors, des Schöpfers dieses so „echten" zerrissenen Mannes.

lr

am stillen ort in bester gesellschaft

BAGGERS KONKURRENZ

diesmal: Neue Keramik

Gerade bei den wohlhabenden, bereits pensionierten Eltern von schnöseligen Freunden zu Gast überkommt einen des öfteren ein dringendes Bedürfnis und infolge die Notwendigkeit, einen gewissen Ort aufzusuchen. Und auch in solchen Haushalten könnte – gleich neben dem Klobesen, der stilsicher in einer weißen Porzellankatze Zuflucht gefunden hat – ein goldener Messingzeitungsständer mit gut sortierter Lektüre für längere Sitzungen unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In gewissen Dingen sind bekanntlich alle Menschen mehr oder weniger gleich ... Und wenn es nun der Zufall so will und die Frau des Hauses vor kurzem ihre Begeisterung für das Herumkneten mit grauem Gatsch entdeckt hat, finden wir hier eine Ausgabe von *Neue Keramik – Das Europäische Keramikmagazin*. Sollte tatsächlich nichts spannenderes dabeisein (vielleicht ein unstandesgemäßer Donald-Duck-Band gleich darunter?), wagen wir vielleicht tatsächlich einen Blick hinein, nur um festzustellen, dass der Inhalt genauso abgehoben langweilig ist, wie der hochtrabende Name der Zeitschrift schon schließen lässt. Portraits von „Künstlerinnen", die Staubfänger für die Regale von Leuten mit zu viel Knete produzieren, langweilige Keramikkurse für gelangweilte Hofratswitwen und andere halbadelige Unterbeschäftigte, Ankündigungen für Ausstellungen, Märkte, Porzellan-Festivals, wo dann endlich das passende Tee-Service für das letzte noch freie Vitrinenfach gekauft werden kann. Undsoweiter.

Was tun? Das nächste mal einen *Bagger* in das gute Haus einschleusen und zu Bildungszwecken der ganzen Familie am stillen Ort „vergessen".

LINK:
www.neue-keramik.de

va

zwischenmenschliche enthüllungen

DAS MAURERDEKOLLETÉ

diesmal: To all the dirty mothers and sexy bitches

Wenn die ersten Blümlein sprießen und der April sich ausgewettert hat, weiß man, dass er irgendwann dann kommen muss. Der Muttertag, Tag der Salzteigherzen und der schlechten Reime. Für kinderlose Frauen wie mich hat dieses Ereignis definitionsgemäß nicht viel zu bieten, außer der armseligen Rose, die allen gebärfähigen Konsumentinnen bereits am Vortag an der Supermarktkasse verliehen wird. Vorschusslorbeeren sozusagen, ein kleiner Wink vielleicht, die Geburtenrate unseres Landes doch noch etwas in die Höhe zu treiben.

Auch Österreichs buntestes Sonntagsblatt, mein Garant für leichte Frühstücksunterhaltung, verstand den Tag als Gelegenheit und widmete sich verstärkt den lustvollen Seiten des weiblichen Daseins. Neben dem Hinweis darauf, dass Mütter heutzutage nicht nur mit der Kind-Job-Haushalts-Problematik zu kämpfen haben, sondern dabei auch noch „schön und cool" sein sollen, erfährt man auch, dass Papa Christian der Mama Lilly (vormals „die scharfe Blondine mit dem tollen Busen") nicht mehr „unter die Bluse greifen" mag. Eine Pfarrerin hält ein einfühlsames Plädoyer auf die Sexualität als Weg zu Gott, denn „Die Mutterschaft ist aus der Lust geboren", und um der Blattlinie treu zu bleiben, darf auch das barbusige Girl auf Seite 9 die Mama ehren. Am Nachmittag sah ich mich dann mit einer Flut von Spam-Mails konfrontiert, die unter dem Motto „Mein verfickter Muttertag" mit kleinen, illustrativen Fotogeschichten die jüngere, männliche Generation daran erinnern sollen, dass auch „Muttis gerne rangenommmen" werden. Für den einzigen Tabubruch des Tages sorgte der österreichische Rundfunk, der mit einer Dokumentation über gelebte weibliche Sexualität im fortgeschrittenen Alter doch noch für einen gelungenen Feiertagsausgangklang sorgte.

So bescherte mir der Muttertag in diesem Jahr nebst einer Blumenleiche auch die Einsicht, dass er mir angesichts der Sachlage weiterhin gestohlen bleiben kann. Und zwar so lange bis Omi endlich in der Playgirl-Villa Zigarren pafft, halbnackte Schönlinge TV-Shows dekorieren und mir die Kronenzeitung jeden Morgen einen Knackarsch präsentiert.

bix

WIE DIE RABEN

Sie haben eine Melodie komponiert? Echt? Fein. Legen Sie die bloß nirgends hin, wo ein anderer Komponist sie finden kann.

In der Volksschule stand uns noch glasklar vor Augen, worauf es bei Österreich wirklich ankommt. Rechts neben der Tafel hing die Dreifaltigkeit: der Bundespräsident, das Kreuz (da die Schule modern war, ohne blutigen Christus) und darunter die Bundeshymne mit Noten. Der Text stammte von Paula v. Preradović – niemand weiß, wer das war, aber man kannte den Namen, noch eh man lesen konnte – und die Melodie von Wolfgang Amadeus Mozart. In der dritten Klasse bekamen wir dann ein Musikbuch, in dem die Hymne abgedruckt war – mit dem Vermerk: „Unbekannter Komponist". So ein dummes Musikbuch! – schrien alle, und die Lehrerin mit. Österreichs Bundeshymne ist natürlich von Mozart! Von wem denn sonst? Na ja. In manchen Druckexemplaren von Mozarts „Kleiner Freimaurerkantate" findet man als Anhängsel das sogenannte „Kettenlied" („Brüder, reicht die Hand zum Bunde"), gedichtet von einem gewissen Hientzsch, mit den bewußten Noten. Vielleicht hat es aber nur der Buchbinder da hingeklebt, und es kam von einem praktisch unbekannten Freimaurer und „Claviermeister" namens Johann Baptist Holzer. Manche sagen auch, Holzer hätte zuerst ein anderes Freimaurerlied mit ähnlicher Melodie („Im Namen der Armen") komponiert, und Mozart hätte die dann abgekupfert; oder sie hätten gemeinsam komponiert, im Suff oder unter der Bettdecke. Jedenfalls ist die Melodie ein Findelkind. Und dann – wollen wir wirklich eine Kette händchenhaltender Freimaurer vor uns sehen, die trällern „Licht und Recht und Tugend schaffen / durch der Wahrheit heil'ge Waffen / sei uns göttlicher Beruf"? Im, äh, Volksmund überlebt hat die Melodie übrigens, bis sie 1946 den Stempel vom Ministerrat bekam – raten Sie, wo! – in den Kommersbüchern teutscher Studentenverbindungen. Unter Licht, Recht und den Waffen der Wahrheit kann sich zwar jeder vorstellen, was er will. Trotzdem – sowas soll man singen?

God shave Liechtenstein

Lektion eins: Je mehr Geschichtskenntnisse, desto weniger Patriotismus. Und alles nur, weil sich die Leute keine eigene Nationalhymne komponieren, sondern Melodien klauen, die vielleicht vorher schon geklaut waren. Unsere alte Kaiserhymne haben bekanntlich die Deutschen geklaut und singen sie trotz ein paar Machtwechseln heute noch, nur unterschlagen sie halt die berühmteste Strophe. Wie sieht das woanders aus?

Die Briten, wissen wir seit Obelix, spinnen. Daher halten sie viele Weltrekorde. Unter anderem haben sie mit Abstand die meistgeklaute Nationalhymne. Und das nicht erst seit den 1970ern, als die Sex Pistols ätzten „God save the queen, she is no human being" und Gonzo der Große auf der Muppet-Bühne beim Einseifen eines Ledersofas „God shave the queen" krähte. Schon über ihren Ursprung spuckt die Musikgeschichte kaum mehr aus als ein mattes „geht auf ein patriotisches Lied wohl des 17. Jh. zurück". Komponiert haben soll es wahlweise Jean-Baptiste Lully, John Bull, der Possendichter Henry Carey oder ein anonymer Schweizer Militärmusikant. Das letzte stimmt vielleicht sogar, immerhin war es bis 1961 Nationalhymne der Schweiz – erst da fiel den Schweizern auf, daß die Briten dasselbe Lied spielten. Der Text war ein altgedienter Kampfpsalm gegen Napoleon. Kostprobe? „Sei denn im Feld der Not / Blut uns ein Morgenrot, / Tagwerk der Lust."

Heute noch vermittelt die britische Hymne den Liechtensteinern Heimatgefühl, mit einem sanften „Oben am jungen Rhein". Den Deutschen nicht mehr – „Heil dir im Siegerkranz" wurde zusammen mit dem Kaisertum eingestampft, genauso die Königshymnen von Sachsen und Bayern („Gott segne Sachsenland" bzw. „Heil unsrem König, Heil!"). Nicht besser ging es der russischen Zarenhymne („Боже, Царя храни!") und der bis 1983 halboffiziellen Ex-Hymne Islands „Eldgamla Ísafold". „Hawai'i pono'ī", die Hymne König Kalākauas von – na, wo? – Hawaii singt man gar nach einer leicht veränderten Melodie (ungefähr so anders wie bei Mozart und Holzer), wahrscheinlich, damit man sie im heutigen US-Bundesstaat nicht mit dem treu-amerikanischen Schmachtfetzen „My Country 'Tis Of Thee" verwechselt. Reicht es? Es reicht.

Alles nur geklaut

Sicher hat schon Adam geklaut, wenn er seinem Schöpfer im Paradies ein „neues" Lied sang – die Frage ist nur, bei wem. Geklaut wird in allen Höhen und Tiefen der Musikszene. Sowieso hatte noch nie irgendein Schlager eine neue Melodie. Die gebräuchlichste Ausrede ist Kryptomnesie (Lied irgendwo gehört, vergessen, dann versehentlich neu komponiert), oder man dreht den Spieß um – wie etwa bei Georg Kreisler und Tom Lehrer, wo in den 1950ern jeder dem anderen die Idee vom „Taubenvergiften im Park" (alias „Poisoning Pigeons in the Park") gestohlen hat, je nachdem, welchen man fragt. Oder man betreibt tonkünstlerisches Müllauflesen und recycelt – gern ein Volkslied, dessen Komponist sich nicht mehr wehren kann. Als Klaus & Klaus 1982 mit „An der Nordseeküste" die heimliche Nationalhymne der Friesen schufen, hatten sie nur ein paar dumme Witze so zurechtgereimt, daß sie auf das irische Volkslied „The Wild Rover" paßten.

Oder, und das kommt bei den feinsinnigsten Komponisten vor, man verwertet seinen eigenen Müll. Rossini – bei der Frische von Gansleber und Trüffeln war er heikler – stahl sich die Ouvertüre von „Aureliano in Palmira" gleich zweimal selbst: einmal für „Elisabetta, regina d'Inghilterra" und einmal für den „Barbier von Sevilla" (deswegen kennt man sie noch). Vor 200 Jahren gab es Opern vom Fließband, da waren solche Transplantationen leidlich normal. „Aureliano" und „Elisabetta" sind übrigens ernste, ja tragische Opern – also, wenn Sie heute aus der Barbier-Ouvertüre pure Lustigkeit heraushören, denken Sie noch einmal über Ihre Ohren nach. Ein kluger Kapellmeister formulierte seinerzeit: „Melodien merken sich die Leute eh nicht, deswegen ändere ich jedes Jahr nur den Titel" – und spielte dasselbe Stück einmal als „Ave Maria", dann wieder als „Schlacht bei Solferino".

Wie der Hase läuft

Eigentlich ist Rossinis berühmteste Ouvertüre ja die von „Wilhelm Tell". Zu der hüpfte sogar schon einmal ein Hase quer über den Fernsehschirm und machte Reklame für eine Sparkasse. Für Werbezwecke darf man offenbar klauen wie eine Elster. Man hat ja auch „Father and Son" von Cat Stevens zur gutbürgerlichen Untermalung einer Teebeutelreklame vergewaltigt, und ich weiß nicht, ob Herr Stevens alias Islam jedesmal Tantiemen kriegt, „wenn der Teekessel singt". Falls ja, hätten die traurigen Beutelchen wenigstens den Zweck, hier oder dort einen kleinen Dschihad zu finanzieren. Sowieso nur für die Werbung da sind Volkslieder. „Alle meine Entchen" handelt von nichts als WC-Reiniger. „Auld Lang Syne" brachte lange den Abschiedsschmerz zum Ausdruck, wenn sich ein heimisches Möbelhaus von seiner Ausverkaufsware losriß. Weil aber die alte schottische Weise kaum mit der heutigen Konsumkultur Schritt hält, verschwinden die Möbel dort nur noch im Tempo von „Auf der Mauer, auf der Lauer sitzt 'ne große Wanze" – was ja ursprünglich ein Lied über die Wachtposten auf der Berliner Mauer war, sagt man, aber das gehört nicht hierher. Oder doch?

Quasi-Hymne mit Fahne

Hymnen und Beinah-Hymnen sind letztlich auch nichts anderes als Polit-Reklame. Und um zu Österreich und zum Stehlen aus unbekannten Quellen zurückzukehren, werfen wir doch noch schnell einen Blick auf den Klassiker „Die Fahne hoch". Durch lange Jahre (wenn auch keine tausend) mußten im Deutschen Reich nach jeder Opernaufführung die Sänger vor den Vorhang treten und diesen blutrünstigen Unsinn absingen; wer im Publikum nicht mitsang, bekam einen Tritt vom gestiefelten Nachbarn. Wem hatte Horst Wessel die Melodie geklaut? Angeblich war es ein altes Seemannslied, zu dem die Mannschaft des Kriegsschiffes „Königsberg" (verschrottet 1936) zu schmettern pflegte: „Zur Abfahrt steht die Mannschaft schon bereit." Oder eine kaiserzeitliche Bänkelsängermelodie, zu der man behauptete „Ich lebte einst im deutschen Vaterlande" – die rührsame Ballade von einem Deutschen, der nach einem Schiffbruch als Sklave in der schauerlichen Fremde schmachtet, bis ihn ein deutscher Fürst freikauft und mit heimnimmt – nach Stettin, denn das reimt sich auf „dahin". Zudem will der Komponist Peter Cornelius beinah dieselbe Melodie 1865 in Weimar aus einem Leierkasten gehört haben, mit dem Text „Wenn du mich liebst, kann mich der Tod nicht schrecken". Grund genug für Helmut Qualtinger und Kurt Sowinetz, im Begleittext ihrer bissigen Moritaten-Langspielplatte „Das Morden höret nimmer auf" (1964) die Behauptung stehen zu lassen, man hätte die (wegen des Verbotsgesetzes bedenkliche) „alte Moritatenweise" des Horst-Wessel-Liedes ihrer „wahreren Bestimmung" wiedergegeben. Qualtinger sang zu ihr von einem Bäuerlein „in einem Dorf in Österreichisch-Polen", das in bester Absicht den eigenen Sohn erschlug, weil es ihn – nach Jahren und in Soldatenuniform – einfach nicht wiedererkannte. Ist das nicht auch eine politische Botschaft? Für den Frieden?

Schund namens Beethoven

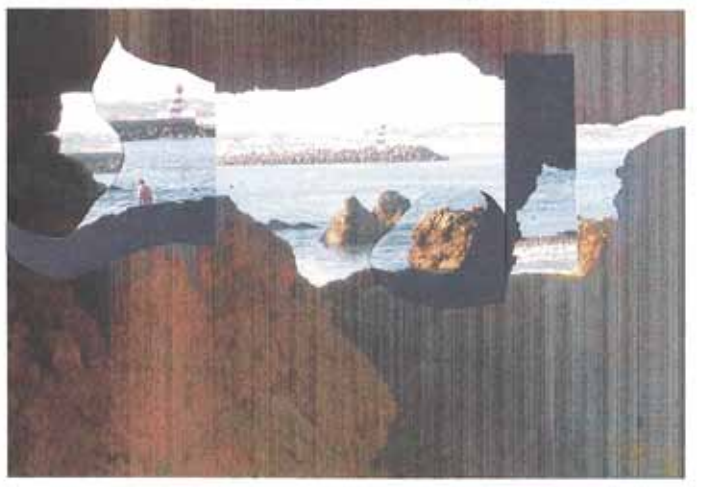
Der Zyniker Robert Neumann schilderte einmal Johannes Robert Becher (Expressionist, dann DDR-Kulturminister, Schöpfer der tatsächlich originellen, aber vergessenen DDR-Hymne und des Verses „In Stalins Namen wird sich Deutschland einen") beim Meditieren über eine vage erinnerte Melodie, zu der sich ihm langsam ein „Lied von den Blauen Fahnen" kristallisiert, voller Friedensgeist. Was kommt raus? „Der Friede hoch! Die Reihen fest geschlosselt! / Die Efdejott marschiert, blau bis ins Herz. / Der Friede, den Wallstreet und Bonn erdrosselt, / marschfried in Friedensreihen friedenswärts." So gehen uns eben allen Melodien im Kopf herum. Meist banale. Etwa die der Europahymne, von Beethoven zu Poesie-Müll komponiert, den Schiller bereits verworfen hatte.

Der erwähnte Sinow- äh, Sowinetz stahl übrigens unverfroren auch diese. Er machte sogar den Titel seiner ersten Platte daraus – „Alle Menschen san ma zwider", 1972 – und entzückte nicht nur den echten Wiener Edmund Sackbauer mit dieser Reaktion aufs allzu Brüderliche. Wobei das auch schon nicht mehr Schillers Freudensong war, sondern ein austriakisch-versöhnliches „Na, mir wer'n kan Richter brauchen, / weil mir ham a gold'nes Herz". Und auch das wurde schon gestohlen – kürzlich erklang es im Kabarettprogramm „Unschuldsvermutung" aus der Kehle einer täuschend echten Imitation unserer Ex-Justizministerin, die inzwischen wieder Richterin ist: für Hundebisse, versetzte Zaunpfähle und Äpfelklau aus Nachbars Garten. Umso besser paßt der Text zu ihr.

Text: caru
Illustration: bf

DER SOUND VON VORGESTERN UND ÜBERMORGEN

Ankunft in der Gegenwart



Hier, am Ende der Welt, löste man einst die Taue großer Schiffe, ließ sie hinaus aufs offene Meer. Hier kann man auch heute auf die Weiten des Atlantiks blicken, die Träume schweifen lassen. Was kommt hinter all diesen Wassermassen? Erst Aufbruch, dann Ankunft, dazwischen ein neues Leben und nach dem Abenteuer die Einsamkeit. Was macht man mit den losgelösten Tauen, die scheinbar nichts mehr finden, an dem sie anknüpfen können?

Tausend Tränen und zurück zum Start

Eine Leere, die sich nicht mehr füllen lässt, hat mich seit meiner Rückkehr überrollt. Wie der Kater, der einer rauschigen Nacht folgt, bricht sie über mich ein. Gerade erst hab ich den Rückweg angetreten. Ich habe gesehen was hinter dem Atlantik liegt. Habe genossen und gelitten, habe die Leichtigkeit gespürt und geglaubt, etwas gelernt zu haben, gewachsen zu sein. Nun sehe ich auf den Ozean hinaus, blicke zurück und merke, dass all dies hier nicht so funktioniert, wie ich mir das vorgestellt habe. Unter mir zerbersten die Wellen. Die Gischt schäumt auf, nur um gleich wieder in sich zusammenzufallen. Manche Dinge kann man nicht mitnehmen, es bleibt immer etwas zurück.
Ich habe geglaubt mich verändert zu haben. Habe gehofft ein bisschen von der Ruhe, den guten Gedanken, dem Elan und vor allem vom Mut mitzunehmen. Wo ging all das Gute verloren? Liegt es irgendwo da draußen am Meeresgrund? Dort, wo die Brandung mit lautem Getöse den Fels küsst, wird nichts angeschwemmt als die Erkenntnis, allein zu sein. Allein mit meinen Sehnsüchten, Hoffnungen und Erwartungen. Allein mit der Erinnerung, die zunehmend verblasst und einer schemenhafte Skizze vergangener Ereignisse, Gefühle und Zustände weicht. Vor allem aber allein mit der Zukunft, die sich riesengroß vor mir aufbaut, vor der ich ängstlich zitternd kauere, sie anflehe, mich zu verschonen. Jene Worte, die mir sagen, es wird gut, finde ich nicht.
Irgendwas hat mich aus dem Raum-Zeit-Kontinuum geschossen. Ich war zu lange fort und bin nie angekommen. Nirgends. Immer in einem Zustand der Schwebe. Ruhelos. Stets im Begriff aufzubrechen. Auch wenn ich hier scheinbar ruhig sitze, nachdenke, schreibe, ich halte es kaum aus. Es ist die Sehnsucht nach dem Vergangenen und die Erwartungen an die Zukunft, die mich so unruhig werden lassen.
Für mich gibt es zwei Optionen. Entweder ich bleibe und halte das Gefühl aus, mach mich damit vertraut und lerne, damit umzugehen, oder ich ziehe weiter, betäube es mit neuen Eindrücken und hoffe darauf, dass es irgendwann nicht mehr wiederkommt. Beides will Veränderung. Ein Ortswechsel will Neues, zu bleiben und auszuhalten hingegen Tiefe.

Eine Gegend ohne Gegenwart

Es kann kein Zufall sein, dass ich mich gerade hier mit diesen Themen auseinandersetze. Natürlich ist es sehr vereinfacht ausgedrückt, aber mir scheint, hier lebt man immer noch irgendwie in der Vergangenheit. Nach dem Ende des Kolonialismus ist nicht viel vom alten Glanz übriggeblieben. Portugal ist in der Bedeutungslosigkeit versunken. Den alten Zeiten scheint man noch immer nachzutrauern. Selbst das Bier heißt hier Imperial. Und die Zukunft? Die sieht nicht rosig aus. Gerade erst ist die Regierung zurückgetreten. Selbst Sokrates weiß nicht mehr weiter. Die Schuldenberge türmen sich hoch und eigentlich will jeder nur seine Ruhe. Irgendwie kommen mir die Portugiesen mit ihrer traurig entspannten Grundstimmung gerade recht.
Auch ich bin irgendwo zwischen Vergangenheit und Zukunft gefangen. Die Gegenwart scheint gar nicht zu existieren. Zeit war einmal zyklisch, war an das Erntejahr, den Organismus, das Leben selbst angepasst. Wiederholen sich bestimmte Ereignisse periodisch, wird alles gegenwärtig, dann verschmelzen die Zeiten. Das klingt dann nach Ewigkeit und Ausdauer. Aber zyklisch begreifen wir unser Leben schon lang nicht mehr. Vielmehr linear. Denn man will etwas werden, steckt sich Ziele, will etwas erreichen, über sich hinauswachsen, dann abschalten und genießen. Die Maschinen geben den Takt vor. Man hört die Zeit verstreichen. Tickend tönt die Vergangenheit aus der Feinmechanik an unseren Handgelenken und ein erhobener Zeigefinger mahnt uns zur Besinnung, denn nur ein Viertel fehlt zur Zukunft der vollen Stunde.
Kein Wunder, dass da die Tiefe zu kurz kommt. Was bringt das schon? Ich will nicht länger im Transitraum zwischen Vergangenheit und Zukunft verweilen. Ich will Gegenwart. Wo ist sie hin? Sie ist der Moment, dem das alte Konzept nicht mehr passt. Sie ist der Augenblick, in dem das Neue vergangen sein wird. Sie ist immer da und nie zugegen. Sie ist das Grün des Himmels und das Grau der Meere. Sie ist Morgenröte und Mondblässe, Erinnerung des Gewesenen und Ahnung des Kommenden. Ein Ton, der langsam verklingt, obwohl er noch gar nicht zu vollem Umfang angeschwollen ist. Trotzdem ist sie da irgendwo. Oder sollte ich besser sagen irgendwann?
Erst jetzt merke ich es: Aus vollen Lungen dringt ein stummer Schrei. Mein Mund steht offen, die Luft entweicht, doch nichts ist zu hören. Stattdessen ermahnt mich die Stimme in mir, etwas zu tun. Sinnvoll soll es sein. Nur nicht die Zeit vergeuden, nicht untätig sein, ja nicht sitzenbleiben. Aber das kann ich nicht länger hören. Ich brauch einen Ort, an dem die Zeit stillsteht. Ich will nicht beschleunigen. Auch nicht langsamer werden. Wie soll ich's benennen? Einer Welle gleich soll die Zeit einem nie versiegenden Quell entspringen, von unsichtbaren Wänden prallen und immer wieder an mir vorbeiziehen, sich in jeder Bewegung potenzieren, bis sie unendlich ist und keinerlei Bedeutung mehr erfährt. Wabern muss es, endlos rauschen. Ins Zeitlose möchte ich eintauchen. Im Rausch, da steht die Zeit still, da rast sie dahin, da ist sie nicht wichtig. Ich muss aufbrechen. Weg von den Klippen, weg vom Ende der Welt. Wo kann ich meine Gedanken bloß ertragen?

Bei welcher Frequenz zerbricht mein Herz?

In einer unscheinbaren Ecke der Alfama, dem alten Herzen Lissabons, wo die bunte Wäsche auf den Leinen gemächlich in einer sanften Brise wiegt und die Zahnlosen sich an den Straßenecken zum Domino treffen, dort wo hunderte Stufen tief ins Labyrinth der Gassen führen und nirgends zu enden scheinen, bin ich endlich angekommen. Ich bin dem Klang gefolgt. Nein, nicht dem Ticken meiner Armbanduhr, sondern den Stimmen, die aus den offenen Fenstern der Häuser dringen. Das Leben hat mich gerufen. Es liegt hinter einer unscheinbaren Tür. Eine Stimme singt ein trauriges Lied und ruft mich sirenengleich zu sich.
Der Fado ist pure Gegenwart. Portugals Gegenwart, meine Gegenwart. Man trifft sich nicht zum Fado, um zu plaudern, er ist kein Amüsement. Man geht zum Fado, um zu hören und zu spüren, sich selbst. Er besingt die Traurigkeit ohne verklärend zu wirken. Er ist ernst und furchtlos, weil er die Vergangenheit kennt und die Zukunft erwartet. Er ist still und in sich gekehrt, lyrisch und sensibel. Er wird mit geschlossenen Augen und offenem Herzen gesungen. Der Fado will niemandem etwas vormachen. Er braucht kein Spektakel. Fado ist bescheiden.
Im Kleinen wirkt er am Besten, denn dann vermischen sich Gesang und Gitarren mit dem Herzschlag der Zuhörer. Das kann man zwar nicht hören aber man spürt es.
Ich schaue lange in mein Weinglas. Die anderen Gäste tun es mir gleich. Niemand scheint wirklich anwesend zu sein. Jeder ist in sich gefangen, gibt sich dem Moment hin. Gebeugte Körper, zerfurchte Gesichter, ausdruckslose Mienen. Ich sitze im Schnittpunkt der Töne, tauche ein. Hinter mir, vor mir, um mich die Flut. Unter mir nichts. Ich falle und lasse mich fallen. Nichts, das mich noch hält. Eine raue Stimme raunt mir Worte zu, die ich nicht verstehe. Sie trösten mich, versöhnen mich mit meinem Schmerz, mit meiner Angst, mit meiner Einsamkeit. Eine Träne fällt zu Boden. Klirrend zerspringt sie auf den Fliesen. Wie schön die beiden Gitarren zusammen klingen, wie herzzerreißend der Gesang. Die Saiten schwingen, die Stimme bebt. Um mich verschmilzt alles zu einem einzelnen Ton. Aus dem Chaos unzusammenhängender Eindrücke, Erinnerungen und Hoffnungen entsteht eine Kollage. Es ist der Sound von Vorgestern und Übermorgen der sich hier zur Gegenwart zusammenfügt. Die Töne verschmelzen zum Zeitlosen. Da ist das einsame Schlagen der Wellen, der böige Wind, der hektische Trubel der Stadt, Vogelgeschrei, Motorenlärm und das Rauschen der Blätter. Dort empörte Aufschreie, leises Schluchzen, Herzklopfen. Unverständliches Gemurmel, hektische Schritte und ein tiefer Seufzer. Ich höre das Blut in meinen Adern pulsieren. Nur mehr ein einzelner Ton, dann ist es still.

Text: cle
Illustration: df

zum weisheitszähne ausbeissen

RÄTSEL

Silrätbensel

do-re-mi-fa-so-la-si-a-a-ba-bä-bad-bal-ber-biss-bra-bund-chi-chro-con-criscut-frei-ha-ka-ko-ko-kon-kra-krams-krims-ku-kur-le-le-lieb-lle-men-mo-nau-nec-ni-ra-rat-ren-sam-schlumpf-tau-ten-ter-ti-to-tow-tscha-tum-u-u-u-ums-un

Wenn Sie diese Silben in Harmonie mit unseren kurzen Vorschlägen setzen, ergeben die ersten und letzten Buchstaben, jeweils von oben nach unten, quasi einen Liedanfang, bei dem in Ihrem Gemüt – musikalisch ist es ja – eine Quint nach der anderen ertönen wird. Vorschlag 4 und 7, 5 und 12 sowie 8 und 14 sind übrigens austauschbar. Das kennen Sie ja: Enharmonik.

1._____
Insel, die hie und da ausbricht.

2._____
Zuflumchtsort.

3._____
„Langer Fluß der Gezeiten" (moheganisch).

4._____
Sammeln manche Leute.

5._____
Ganz was anderes als Harnstoff!

6._____
Liegt in Moldawien (2 Diakritika dazudenken).

7._____
Wenn einen die Naja touchiert.

8._____
Verein der Freunde der Beutelbären.

9._____
Eine Art Cavaquinho.

10._____
Die Eigenschaft, ein Gen-Dings zu sein.

11._____
Pate von Element 104 (Ostblock).

12._____
Benannt nach dem Veilchen.

13._____
Vorname von Colón.

14._____
Offene Gemeinherrschaftsschwimmanstalt.

15._____
Als Nager sollte man draußen bleiben.

caru

„ICH BIN EIN GOLDENER GOTT!“

Ein Kurztrip ins Reich der Einbildungen und Vorurteile von Musikschaffenden

100 Leute haben wir gefragt: „Nennen Sie ein Musikerklischee.“ Egal ob Popper (‚fahren auf Vespas, haben irrsinnig trendige Frisuren‘), Rocker (‚fahren auf Groupies ab, sind irrsinnig witzig‘), Metaller (‚Corpse Paints, wollen böse sein‘) oder Boybands (‚sind notorisch untreu, verbreiten nach außen das Image des perfekten Schwiegersohns und feiern dann Orgien auf ihren Hotelzimmern – ich habe es gesehen!‘) – eine Antwort kommt ganz bestimmt – ‚Drogen, Drogen, Drogen und Drogen‘. Ausnahme bilden dabei die Randgruppen der Straight Edge, die den harten Kern wörtlich nehmen und kategorisch auch wirklich alles ablehnen, was nur am Rande Spaß machen könnte. Sie stellen sich also unter das Banner des Anti-Klischees, haben damit ihren Auftritt in diesem Stück gut über die Bühne gebracht und dürfen sich nun getrost mit ihrem Vegan-Black-Metal-Pad-Thai zurücklehnen.

Leben in der Imagination

„Kurt, a man’s life is his image“, sagt Brian Slade zu Kurt Wild im Glamrockkultfilm Velvet Goldmine und steckt ihm die Brosche vom allerersten Popidol der Welt, Oscar Wilde, an. Um aus einem jungen Talent ein Idol zu machen, das Massenohnmachten auslöst, braucht es eine sagenumwobene Show, die man um den aufsteigenden Star herum spinnt, bis sich der Mensch, der dahinter steht, schließlich in diesem Netz verfangen hat wie eine Mücke und von ihm nichts als versiegender Sternstaub übrig bleibt. So weit das Erfolgsrezept. Doch zurück zum Klischee, also zum wörtlichen Abklatsch, einer „überkommenen Vorstellung“, die wie eine Schablone auf eine „Menge von Individualbegriffen“, in unserem Fall „Musiker“ gelegt wird. Da ist die Künstlerseele, die ihren Weltschmerz in am Horizont dahinwandernde Gitarrensoli legt und dabei wahlweise die Lippen schürzt oder das Gesicht zu einer sonstig gearteten kubistischen Darstellung verzieht. Da ist der Casanova, der so mit dem Erleiden des Weltschmerzes beschäftigt ist, dass er nicht fähig ist, auch nur den geringsten Anflug von Empathie seiner Umwelt entgegenzubringen, sich aber Trost sucht in den Armen der in Schlangen wartenden Groupies („We call it bandaid!“) und sie danach fallen lässt wie heiße Kartoffeln. Da ist die Mischung aus Tourbohème und schweißtreibenden Rampenlicht. Da ist das Ego, das so mannigfaltig gigantisch ist, dass selbst ein unmöglicher Cocktail aus Drogen, Alkohol und Schlafentzug es nicht aufzulösen vermag. Da ist die tätowierte Haut oder zumindest der zum Fetisch stilisierte Schmuck, den man nie ablegt, weil es ja zumindest eine Konstante im Leben geben muss. Musiker, ‚die Nichtsnutze, denen alles egal ist‘. Die, die gerne an des Wahnsinns Beute knuspern.

Nach dem Klischee ist vor dem Klischee

Und dann? Was kommt danach – wenn selbst Nektar und Ambrosia die ewige Jugend nicht davon abhalten können, in ebensolche Jagdgründe einzukehren? Dann steht man vor der Wahl und entscheidet sich für die Versenkung oder das Altern in (Un)würde. Führt der wilde Exzess nicht zum frühen Tod á la Jimi und Jim, mutiert man rapide in ein Faltentuch á la Iggy und Keith oder zu einem Muskelungeheuer á la Trent. Womit wir schon beim nächsten wären: der Reproduktion von klischeebildenden Idealen, die als Voraussetzung für die Sozialisation im Musikgewerbe gesehen werden kann, also der so genannten Nachahmung von Vorbildern. Um dabei mehr als fast famos zu werden, gilt es, mit den kollektiven Deutungsmustern zu spielen und sich neu zu erfinden. Seltsamerweise kann hier eine Geschlechterdifferenz festgestellt werden, da Musikerinnen, vielleicht auch weil sie ihren männlichen Pendants zahlenmäßig stark unterlegen sind, es viel besser schaffen, sich als eigene Kategorien zu manifestieren, ohne ein Klischeebad zu nehmen (wie Björk, Tori Amos, PJ Harvey und sogar Madonna), zumindest wenn von den kreischenden madonnaklonenden Popsternchen abgesehen wird, deren einziges Klischee jedoch ein Kombinat aus Kopulation imitierenden Gebärden und Geräuschen zu sein scheint. Hier wie da scheint es die Bühnenhaftigkeit des Auftretens in der Welt, die Darstellung eines Sterns von den Musikschaffenden zu fordern, sich als Leinwand für kollektive Vorstellungen, Träume und Wünsche zur Verfügung zu stellen. Einer Forderung, der sie, gelockt von der Aussicht des schimmernden Goldes des Erfolgs, gerne nachkommen. Eher unbekanntere Exemplare dieses individualistischen Gemenges träumen in der Reproduktion spezifischer Charaktereigenschaften dieser Schaustellung mittels ihrer eigenen Repräsentation auf kleiner Bühne den großen Traum des Ruhms nach. Und da schon Hölderlin wusste, dass der Mensch „ein Gott ist (…), wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt“, lassen wir sie doch! Lassen wir sie doch die goldenen Götter auf den Dächern der Welt sein und sehen es durch den Klischeeschirm mit Humor – oder erfreuen uns schlicht an der Ästhetik der Performanz.

sto

JOHANNA WALSER „DIE UNTERWERFUNG“ (1986)

Sprachmächtige Bücher verdienen auch 25 Jahre nach ihrem Erscheinen eine nachdrückliche Empfehlung. Johanna Walser, der Tochter Martin Walsers, ist ein solches besonderes Buch, eine schmale Erzählung, geglückt.

Sie handelt von Lisa, einer jungen Frau, die in der Welt der fremden Sprachen den ihr eigentümlichen Selbstausdruck findet: „Sie erschrak. Es war ziemlich schwierig, wenn man das über sich wusste, was diese Sätze sagten. In fremden Sprachen musste sie anscheinend von sich und dem, was sie erlebt hatte, sprechen; es wäre unangenehmer gewesen, sich diese Sätze in ihrer eigenen Sprache vorzusprechen.“ Jedoch ist es Lisa nicht möglich, die normale Gymnasial- und Studienlaufbahn zu absolvieren – die Mutter will sie in einem Lehrberuf sehen, doch dagegen sträubt sich das Mädchen: „Irgendwelche Sicherheiten will ich gar nicht; wenn sie meinen noch unwiderlegbaren Wunsch ausschließen, kommen sie mir trostlos vor. Ungelernt musst du eben gar alles machen, wenn es dann nicht so kommt, wie du es dir denkst, sagte die Mutter. Schon, aber zu der Möglichkeit, der Tür, die zu etwas Schönerem führt, kann man doch noch eine Weile hinsehen, antwortete Lisa, ich würde mich nie zu endgültig irgendwo einrichten, immer auf den Wind warten, der manches aufwirbeln könnte.“ Daher fängt Lisa in einer Gärtnerei an und besucht die Abendschule, beobachtet tagsüber die Welt der Arbeitenden (und der seinerzeit mitunter noch kommunistische Alternativen erhoffenden Proletarier) ebenso intensiv wie abends die der Lernenden und Lehrenden.

Lisas Rückzug

Zufällige Begegnungen und Anreden auf Beruf und Berufung machen Lisa immer befangener – sie glaubt, all die anderen seien von der Mutter instruiert, Lisa auf den rechten Weg zurückzuführen. Sie bezieht mehr und mehr eine Abwehrhaltung, wünscht sich allen Ortes „nicht in Betracht zu kommen“. So beginnt trotz aufgenommenen Studiums im Gefühle vollkommener Unzugehörigkeit eine Rückzugs-, Seitwärts- und Abwärtsbewegung, die in der Psychiatrie ihr vorläufiges Ende findet. Der schmale Grat zwischen Hellsichtigkeit und zusetzender Fragilität wird durch die klingend stechende Sprache noch betont: „Während Lisa auf der Straße ging, kamen ihr viele Menschen entgegen, die alle in sich eingeschlossen waren. Einen Augenblick das Gesicht an irgendeiner Brust bergen, dachte Lisa, dann rasch aufstehen und schnell weitergehen, widerrufen. Die Welt macht Schleifen und Knoten in uns. So geben wir uns dann dem Tod und lassen uns lösen, dachte Lisa.“ Lisa bleibt trotz Medikamente ein Opfer (ver)inner(licht)er Stimmen: „Sie fesselten Lisa, dass sie sich nicht mehr rühren konnte, und sprachen sich ihr vor, dass es Lisa traf wie Peitschenschläge. Lisa stand oft nicht gerecht da, gegenüber manchen, die diese Sätze gesprochen hatten, die Vorwürfe waren oft gerechtfertigt. Auch war es nicht so, dass Lisa die Menschen dafür hassen musste oder konnte, aber die bloße Verletzung würgte sie ziemlich. Manchmal schliefen die Besatzer, auf einmal aber konnten sie aufwachen und ihre Feste feiern in Lisa.“ Sie erkennt, dass die Hauptgefahren ihres Lebenswandels im „Ersticken und Verhungern“ liegen.

Lisas Rückkehr

Für sie gangbarere Auswege in die noch immer schmerzende Welt zurück liegen in der bewussten Wahrnehmung des Schönen – das Buchende huldigt der Musik: „Wenn Lisa abends Musik hörte, war sie gerettet; es kam ihr vor, sie verwandle sich in Musik. Den Schmerz nahm sie dann wie eine Hostie. Dann war sie plötzlich beleidigt – nur weil die Musik sich entrüstete, zuckte wie ein stolzes, misshandeltes Pferd – oder nein, sie täuschte sich, sie war von etwas emporgehoben, das hell auffährt und alles Schwere und Niederdrückende abwirft. Helle Flucht. Jemand spielte Klavier, und eine Musikstelle versetzte Lisa in einen Augenblick, in dem sie alles einfach empfing und alles sie schön berührte, zu ihr kam, an die Augen, sanft. Der Klavierspieler wiederholte diese leise, schöne Musikstelle, wieder und wieder … sie wachte auf und wachte auf, hörte nicht auf gerade aufzuwachen.“

Lesers Verwandlung

Wir Lesende werden in dieser betörenden Erzählung gleich mehrfach zum Aufwachen angehalten. Einerseits mag man dieses Buch einer Philosophiestudentin als Kritik am Lebensmodus des Ertragens, des Duldens, der Weltabgewandtheit, der Mutlosigkeit, des bloßen Sehnens ohne Realisationsversuch lesen. Ferner wird die Entwicklung einer jungen verletzlichen Seele, die in die Krankheit fliehen muss, um in einer ihren Werten und Zielen entgegen gesetzten Welt überstehen zu können, aufgezeigt. Und in diesen so kristallin klirrenden Gedanken Lisas findet sich stets der Appell zum Selbstausdruck, zur Selbstverantwortung – ohne diesen laufen wir alle Gefahr zu ersticken und zu verhungern. Für diese warnende Ermutigung zu mehr Bedächtigkeit gebührt Johanna Walser Dank.

lr

HIER&JETZT: HIPHOP. ZUM LETZTEN MAL

Politisch korrekt scheißen gehen mit Earl Sweatshirt

„Tell your bitch to stop complaining bout that aching tits – a body is a temple? I don't give a fuck, I'm atheist". Das ist eine Zeile von Earl Sweatshirt auf dem „Radical"-Mixtape von Odd Future bzw. OFWGKTA, einem Hiphop-Kollektiv aus Los Angeles. Die Herrschaften sind sehr unterschiedlich talentiert. Von Tyler the Creator (siehe Rezension unten) wird man noch sehr viel hören. Von Hodgy und Domo vielleicht auch. Von den anderen eher nicht. Thebe „Earl" Kgositsile ist bis auf weiteres unter Hausarrest oder auch in einem Bootcamp oder auch seit Monaten auf Samoa. Da kursieren im Internet die unterschiedlichsten Gerüchte. Jedenfalls macht er zur Zeit keine Musik und ist auch auf den Live-Auftritten seiner Crew nicht dabei.

Für 2012 ist ein „Comeback" angekündigt. Hoffentlich. Sein selbstbetiteltes Album „Earl" ist nämlich wahrscheinlich das beste Release der Crew. Er rappt nicht nur tighter am Beat, sondern auch was den Sprachfluss bzw. die Dynamik, den „Flow" anbelangt, ist er ganz oben dabei. Und dann ist er auch noch so ein Scherzkeks: „Earl puts the ass in assassin." Doch, das ist lustig.

Die stärkste Nummer auf dem Album von 2010 ist das Titelstück und wer einen guten Magen hat, kann sich auch gern das dazugehörige Video auf Youtube anschauen. Da schütten sie einen Haufen Alkohol und noch ein paar deutlich ungemütlichere Drogen in einen Mixer, trinken die Brühe und skateboarden sich dann halbtot. Hardcore weil es wurscht is. „Ghetto" ist das aber beileibe nicht. Vieles in den Privatvideos aus dem Odd Future-Umfeld lässt darauf schließen, dass das das ganz normale amerikanische Vorstadt-Kids sind. Tendenziell sogar mit zu viel als mit zu wenig Geld ausgestattet. Sie klingen aber trotzdem eher nach Wu-Tang als nach Outkast. Grant und Goschertsein als pubertäre Spielwiese – und Earl war voriges Jahr, als die Platte rauskam, schließlich gerade erst 16! Da is nix mit reflektiert und das ist auch gut so.

Wie gesagt: Politisch korrekt scheißen gehen mit Earl motherfucking Sweatshirt. Andererseits ist es mit den Faggots und den Bitches dann wieder doch nicht so weit her. Er wird auf seinem eigenen Album von mehren Gästen alles mögliche geheißen. Sein Kollege Tyler schließt seinen Gastauftritt mit den Worten: „I kill the faggot on his own track, he should not have started it". Ist das dann wirklich noch homophob? Den Earl kratzt die Frage vermutlich deutlich weniger als mich, der eben jetzt damit beschäftigt ist, jemanden, dessen Konzept darin besteht, sich selbst nicht zu fassen, auf einen Text zu reduzieren.

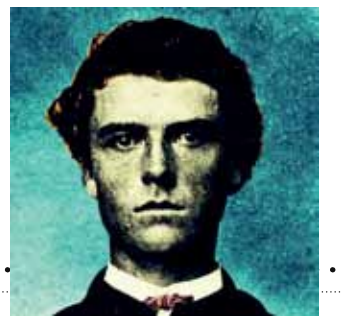
Jedenfalls wird, wenn er in „Luper" drüber rappt, dass er sich grad schwer tut, in die Schule zu gehen, weil er keine Lust hat seine Ex zu sehen, die ihn in den Wind geschossen hat, schnell klar, dass das Zitat, das ich an den Beginn dieser Rezension gestellt habe, bei weitem nicht so heiß gegessen wird, wie es gekocht wurde. Chauvinismus ist jedenfalls anders. Überhaupt nimmt er den Druck seiner Wortgewalt, die in Kombination mit Tylers Beats schon auch in die Richtung Gangstarap marschiert („Kill" kling dann auch als wär der Beat vom frühen RZA), immer wieder mal raus und macht keinen Hehl daraus, dass er ist was er ist: ein pubertärer Teenager und eher Rich Kid als Gangster.

Mit „Drop", „Blade" und „Orange Juice" sind drei seiner besten Lieder nicht auf dem Album, sondern auf dem bereits erwähnten Odd Future-Mixtape, das – so wie das Album – von der Odd Future-Seite gratis heruntergeladen werden kann. Da sind dann teilweise auch recht mistige Tracks drauf. Aber unterhaltsam ist es allemal. Und das Album von Earl ist großartig, wie gesagt. FREE EARL!

Text: wein

Foto: © Earl Sweatshirt

rezensionen . musik



/1 TYLER THE CREATOR – GOBLIN (XL, 2011)

„Ok, you guys called me: I'm not a fucking rapist or a serial killer, I lied." Ja, schon komisch, dass er sich auf seiner zweiten Platte verpflichtet sieht, das in der Form explizit zu machen. Aber so ist das: mit einem Deal bei einem großen Label wird man notgedrungenermaßen ein bisserl vorsichtiger.

Und er hat allen Grund, vorsichtig zu sein, werden er und seine Crew (siehe oben) doch für den heißesten Scheiß im Hiphop seit dem Debut von Wu-Tang (1993) gehalten. „Yonkers" hatte bis zum Tag der Veröffentlichung des Albums acht Millionen Plays auf Youtube. Und alles, aber auch wirklich alles, was in Amiland in Sachen Hiphop was zu sagen hat, hat dem mittlerweile 20-Jährigen vorab zu seinem Geniestreich gratuliert. Dabei ist ihm folgendes sehr wohl bewußt: „I mean: I'm not that good as a rapper, but on the whole, I'm pretta cool, right?" Rap ist bei ihm erstens Vehikel für eine äußerst prekäre Weltsicht und zweitens ein Werkzeug, die Dinge auf den Kopf zu stellen: „I'm a fuckin unicorn and fuck anyone who says I'm not. Fuck your you tradition, fuck you position, fuck your religion, fuck your decisions." Anything goes, wirklich alles: „I'm Hitler, everyone is a fucking nazi."

„Fuck the fame and all the hype G. I just wanna know if my father would ever like me. But i don't give a fuck so he's probably just like me: a motherfucking goblin." Das ist aus der letzten Strophe seines Überhits „Yonkers", die in der ursprünglichen Version (des Videos auf Youtube) noch nicht enthalten war. Angst und Zurückweisung werden gleich an mehreren Stellen des Albums angesprochen. Auch seine suizidale Veranlagung. Letzteres ist definitiv overacting, aber der Punkt ist: eigene Schwächen so demonstrativ zur Schau zu stellen ist sehr un-hiphop. Jedenfalls nach der bisherigen Defintion. Aber das hat sich dann jetzt eh: Odd Future Wolf Gang Kill Them All (OFWGKTA).

/2 DER ELEGANTE REST – UNGEDULD (PROBLEMBÄR, 2011)

Das werden jetzt nicht alle verstehen. Der Elegante Rest, die Band, die ihr Publikum bei Konzerten gern mit „Hallo wir sind Der Elegante Rest aus der DDR" begrüßt, aber in den Texten keine Nuance Politik zulässt, serviert 2011 unter anderem „Küsse zum Abendbrot – Küsse so labend". Ein komischer Kauz, dieser Jörg Wolschina, ein schlaksiger Dandy irgendwo zwischen Nick Cave und einem frühen Sven Regener. Und er trägt dick auf. Ganz dick: Discobeat, gerechtes Brett und Schnulzen.

Der Frage „Was ist Schlager" versuchen dieser Tage viele Bands auf den Grund zu gehen, aber keine hat sich dabei so weit in die Höhle des Löwen gewagt, ohne dabei mit beiden Augen zwinkern zu müssen. Der elegante Rest ist keine Band am Puls der Zeit, sie versucht nicht, den Indiekids eine Nasenlänge voraus zu sein, damit sich die morgen notwendigerweise in sie verlieben. Diese Band ist nicht der neueste heiße Scheiß aus einem Spex-Facebook-Posting. Sie bricht keine Skandale vom Zaun, macht keine Videos, die auf Provokation angelegt sind und schreibt keine schwülstigen Manifeste.

Kurz: Der Elegante Rest ist ein anachronistische und also zutiefst eigensinnige Band, die an sich selbst über die Länge von drei Alben zu einem kaum zu durchschauenden musikalischen wie auch poetischen Paralleluniversum gefunden hat: „Was willst du machen, armer Schlucker? Was willst du machen, la vida loca?" Oder eben noch kürzer: Ungeduld.

/3 206 – REPUBLIK DER HEISERKEIT (ZICKZACK, 2011)

2008 hat mir Patrick Wagner (Ex-Surrogat) in einem Interview an dieser Stelle von 206 aus Leipzig vorgeschwärmt. Er meinte, das sei die einzige Band, die legitimerweise die Erbschaft seiner Band antreten könnte. Ich hab mich dann schlau gemacht, sofort verliebt und mir von Timm Voelker ein Demo schicken lassen.

Dass es dann fast drei Jahre gedauert hat, bis endlich das vorliegende Debut veröffentlicht werden konnte, hat mich dann immer wieder mal sehr verwundert. Ich hab ab und zu mal nachgefragt und immer hieß es: „bald". Als ich schon gar nicht mehr geglaubt habe, die Band würde überhaupt je damit rausrücken, war sie plötzlich da: die Republik der Heiserkeit.

Keine Band im deutschsprachigen Raum schafft so einen runden Bogen zwischen Indie, Blues und Punk. Und wenn ich sage Punk, dann meine ich in dem Fall ausnahmsweise auch wirklich Punk. Und auch wenn er brüllt: „Mein Gott, ich bin borniert!", so ist es eben gerade das nicht. Und das ist das eigentliche Kunststück: dass es bei all der Wut und dem Prinzip: mit dem Kopf durch die Wand nicht beim Kawumms bleibt, sondern dass sich der Rauch lange nicht lichtet und sodann Wortfetzen in einem hochkommen, die allen tocotronischen Einfallspinseln dieser Welt zusammen in hundert Jahren nicht eingefallen wären. Poesie ist hier kein hohles Geschwurbel, sondern konkreter Ankerpunkt, von dem aus alles auf den Kopf gestellt wird. Und ehrlich: wann hat sich das letzte Mal eine Band so weit aus dem Fenster gelehnt?

wein

TON AUS!

Und für alle, die nicht lesen können, ist das Handy durchgestrichen.

Ich bin richtig entspannt. Seit langem fühle ich mich wieder ausgeglichen. Dabei hat sich meine Work Life Balance dramatisch von Life, hin zu Work verschoben, was sich äußerst unangenehm auf meine Frustrationsresistenz auszuwirken scheint. Doch das perfekte Rezept, seinem Ärger freien Lauf zu lassen, ist so einfach wie unglaublich: Speed Hating.

Ruhe auf den billigen Plätzen!

Die Geschichte begann heute Morgen, als mir ein Bekannter anbot, mich auf die Gästeliste einer Vortragsreihe über israelische Dokumentarphotographie zu setzen. Er selbst sei kurzfristig verhindert, meinte er, hätte aber sofort an mich gedacht. Alle nötigen Vorkehrungen seien bereits getroffen, alle Telefonate getätigt, ich müsse nur in den Zug steigen.
Ich ließ mich nicht lange bitten und nahm das Angebot an. Einige Stunden später stand ich am Bahnsteig. Der Zug fuhr ein und durch Zufall ergatterte ich einen Platz in einem jener raren Abteile, die durch eine Abbildung eines Zeigefingers vor geschlossenen Lippen als Ruheareale gekennzeichnet sind. Ich konnte mich also in Sicherheit wiegen und machte es mir sofort in meinem Sitz bequem, zog die Zeitung aus der Tasche und schlug sie auf meinen Knien auf, bereit, die nächsten Stunden mit dem Auffrischen internationaler Aktualitäten zu verbringen.
Ich hatte keine Spalte gelesen, da ließ mich ein penetrantes Läuten aufschrecken. Eine Frauenstimme machte dem Geklingel den Garaus. Ohne sich auch nur im Geringsten um meine wohlverdiente Ruhe zu kümmern, legte sie mit spitzer Stimme ein „Hallo Schatz“ in den Raum. Sogleich stieg die Galle bitter in mir hoch, doch ich versuchte mich zu beruhigen, indem ich mir vergegenwärtigte, dass nur ein absoluter Notfall eine brave Bürgerin dazu veranlassen konnte, die Ruhegebote der Bundesbahn zu missachten. Sogleich musste ich jedoch an meiner Menschenkenntnis zweifeln, denn das Gespräch entpuppte sich als Lappalie der Sorte Orts- und Zieldurchsage mit anschließendem privatem Eklat. Schatzi schien beleidigt aufgelegt zu haben, und ich konnte meinen Ärger gerade noch herunterschlucken und die Zähne zusammenbeißen, um allfällig hochkommenden Gemeinheiten den Weg nach außen zu versperren. So drang der Unmut, zu undefinierbaren Tonfolgen gedämpft, zwischen zusammengepressten Lippen aus mir heraus. Ich widmete mich also wieder meiner Lektüre und kam auch ganz gut voran. Dann hielt der Zug und neue Reisende stiegen ein. Ich versuchte mich zu konzentrieren, mich geistig abzuschirmen von all dem, was um mich geschah. Ohne Erfolg. Ein Mann, der auf der Suche nach dem perfekten Sitzplatz mehrmals mit quietschendem Schuhwerk das Abteil durchschritt, nahm für einen Moment meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein Augenblick reichte aus, um mich gedanklich einige Jahre zurück zu katapultieren und mich an ein Erlebnis meiner Schulzeit zu erinnern.

Von Folterknechten, Rotznasen und Ruhestörern

Ich hatte damals einen Physiklehrer, der sich eines Tages einer der hinterlistigsten Gemeinheiten seines Repertoires besann. Justament an jenen Prüfungstagen, denen schlaflose Nächte vorhergingen, in denen die Schülerschaft sich darin versuchte, das Hirn notdürftig mit Ableitungen verschiedener physikalischer Formeln zu füllen, setzten beim Lehrer plötzlich furchtbare Rückenschmerzen ein, weswegen er sich gezwungen sah, einen Schuh zu tragen, der ihm durch die spezielle Fertigung unter Berücksichtigung orthopädischer Paradigmen Erleichterung brachte. Die Schmerzfreiheit genoss er sichtlich, denn er trabte mit dem neuen Schuhwerk gutgelaunt durch das Klassenzimmer und frohlockte innerlich aufgrund des quietschenden Geräusches, welches er den Sohlen kunstvoll bei jeder Berührung mit dem Fußboden entlockte. Unter diesen widrigen Umständen erkannte ich bald die Ausweglosigkeit, in der ich mich befand, konnte ich mich doch des hastig gelernten Prüfungsstoffes nicht mehr entsinnen und stellte, um die Zeit totzuschlagen, eine eigene Formel auf, die mir zwar die Sympathie meiner Mitschüler sichern sollte, jedoch auch den Zorn des Lehrers auf mich zog.

Als ich nun im Zug erneut dem quietschenden Schuhwerk ausgesetzt war, fühlte ich mich wieder zurück in den Physiksaal versetzt. Sogar die Nervosität war dieselbe wie vor vielen Jahren, und der Schweiß stand mir kalt und nass auf der Stirn, als ich mich nun der Formel erinnern wollte, um sie aus aktuellem Anlass zu überprüfen. Ich weiß noch, dass sie im Grunde auf dem Gedanken basierte, dass aus der Anzahl der schutzlos Ausgelieferten und dem Rauminhalt die Folterdichte zu berechnen sei, aus der ich in weiterer Folge, mit Hilfe der Frohlockungen des Folterknechtes und der Klagelaute der Gefolterten, den Grad sadistischer Veranlagung des erwähnten Lehrers berechnen konnte.
Ich grübelte also heftig, als mich plötzlich ein energisches Läuten aus meinen Tagträumen hochschrecken ließ. Im ersten Moment musste ich mich unwillkürlich an die Schulglocke erinnern, doch sogleich bemerkte ich den Störenfried von vorhin, der nun gegenüber Platz genommen hatte und dessen Telefon mich gerade der Erinnerung enthoben und in die unerfreuliche Realität fremder Privatunterhaltungen versetzt hatte.

Wie geht man denn mit solchen Mitmenschen um, die sich scheinbar schamlos über jegliche gute Konvention der gemeinsamen Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel hinwegsetzen? In diesem Fall versuchte ich es, damit die Gesprächsfetzen zu kommentieren. Ich kann nur sagen, die Taktik ging auf. Irritiert durch meine Bemerkungen verabschiedete sich der Mann hurtig von seinem Gesprächspartner und als er mir einen unverständlichen Blick zuwarf, deutete ich nur schelmisch grinsend auf das durchgestrichene Telefon.

Die Freude hielt aber nicht lang, denn der Mitreisende begann nun, im Zehnsekundentakt geräuschvoll seinen Naseninhalt Richtung Gehirn zu saugen. Nachdem ich ihm mitfühlend ein Taschentuch angeboten hatte, das er aber mit der Bemerkung ablehnte, es sei ungesund sich zu schnäuzen – der Arzt hätte behauptet, das Aufziehen sei dem Körper verträglicher und außerdem für ihn selbst auch weitaus bequemer, da er nicht ständig angeschnäuzte Rotzfetzen mit sich herführen möchte, die ihm womöglich noch das Innenfutter seiner Jackentaschen mit Nasenschleim verkleben – erwidere ich, er möge doch bitte mir zuliebe eine Ausnahme machen, weil ich ansonsten nicht dafür garantieren könne, meine Friedfertigkeit zu behalten, wovon er womöglich deutlich schwerere körperliche Folgeschäden erleiden würde, als wenn er nun mein friedliches Angebot, den Rotz in dieses Taschentuch zu blasen, annehme. Mit entsetztem Blick nahm er also das Taschentuch an sich und rang sich zu dem Kompromiss durch, die rinnenden Nasenexkremente damit aufzufangen, bevor sie ihm auf die Krawatte tropften. Ein kurzes Aufziehen, ein kleiner Fauxpas, der ihm wohl aus seiner gewohnten Praxis der Nasenhygiene passierte, quittierte ich mit einem scharfen Blick, worauf er sich dann mit ängstlichem Gesicht notdürftig hinter seinem Kleinformat zu verstecken versuchte.

Das Klingeln, das mich schaudern ließ

Ja ich gebe zu, wohl etwas überreagiert zu haben. Ich bin auch ganz der Meinung, dass die Androhung körperlicher Gewalt keine gute Lösung darstellt, aber wie ich anfangs schon erwähnte, war meine Frustrationsresistenz bemerkenswert niedrig und ganz ehrlich gesagt, verspürte ich nach dieser verbalen Ohrfeige eine gewisse Genugtuung. Aber es kommt noch besser.
Nach unzähligen weiteren akustischen Belästigungen war ich, wenn auch mit Verspätung, endlich angekommen, und als ich an der genannten Adresse eintrat, war da schon etwas im Gange, das ich nicht recht deuten konnte. Sämtliche Personen waren einander in Paaren zugeteilt, die sich gegenübersaßen und sich unterhielten. Kerzen erhellten den Raum und es gab Sekt. Was für eine seltsame Atmosphäre für einen Workshop zu israelischer Dokumentarfotografie. Die legere Stimmung soll wohl das gegenseitige Kennenlernen der Teilnehmer fördern. Ich bekam ein Platz gegenüber einer jungen Frau zugeteilt und wurde dazu angehalten, auf einem Blatt Papier Notizen über diese Person zu erstellen. Ich stellte mich vor und begann ganz ohne Belanglosigkeiten ein Gespräch über visuelle Repräsentationen von Krieg und Frieden im arabischen Raum. Doch meine Gesprächspartnerin schien davon keine Ahnung zu haben und wollte nur von mir wissen, ob ich Rollerskaten auch so toll finde wie sie, ob ich denn gerne trainieren würde und welche Musik mir so gefällt. Also notierte ich auf dem Blatt Papier, dass hier scheinbar kein gemeinsames Interesse an Dokumentarfotografie bestehe. Dann klingelte es plötzlich und ich wurde angehalten den Platz zu wechseln.
Sie können sich wohl vorstellen, was vorgefallen war. Mein Bekannter hatte mich heimtückisch und gegen meinen Willen in ein Speed-Dating-Event eingeschleust. Bevor sich das Missverständnis aufgelöst hat, bin ich allerdings schon so unangenehm aufgefallen, dass sich sowieso niemand der Anwesenden je wieder mit mir treffen wird. Macht aber nichts. Ich hab dafür einige Leute zur Sau gemacht und es hat mir richtig gut getan. Daher mein Vorschlag: Um sich Ausgleich vom Alltag zu verschaffen und aufgestauten Ärger im richtigen Rahmen abzureagieren, würde es sich anbieten, wütende Menschen in einem Raum zu versammeln und sie aufeinander loszulassen. Da darf dann geschrien, geschimpft und gejammert werden und meinetwegen auch telefoniert. Vielleicht ergeben sich dabei nicht zwingend die besten Freundschaften, aber abgrundtiefer unbegründeter Hass ist doch auch schon was.

Text: cle
Illustration: on

SCHNECKENHAUS von matt

OH FREUNDE, NICHT DIESE TÖNE

… oder: Was ist Tinnitus?

Die Betroffenen klagen über die Wahrnehmung eines Geräusches, das sie entweder dauerhaft oder phasenweise heimsucht. Die nach erstem Auftreten am besten umgehend aufgesuchten Fachärzte versuchen mittels zweiwöchiger Cortisonschocktherapie gegen das nur subjektiv gehörte Geräusch anzugehen. In der späteren Ausschlussdiagnostik gilt es abzuklären, ob nicht hirnorganische Gründe für das Klingen oder Brummen verantwortlich sind. In den meisten Fällen bringt die Magnetresonanz Entwarnung und lässt den Betroffenen dennoch in Ratlosigkeit zurück: „Was soll ich jetzt tun, um die Geräusche wieder los zu bekommen?“ Das Fazit eines Symposions im oberfränkischen Bad Alexandersbad lautete: Nichts. Denn entweder handelt es sich um einen nichtchronischen Tinnitus, der binnen Halbjahresfrist wieder von selbst verschwindet, oder es wird ein chronischer und mit diesem gilt es, stoisch zu leben. Meistens tritt nach einigen Wochen hypersensibler Aufregung und vergleichender Selbstbeobachtung sowieso eine Gewöhnung ein und der neue selbst produzierte Begleitlärm wird als weniger laut und lästig eingestuft. Wem diese Anpassung misslingt, weil sein Brummen in einer besonders lauten Form auftritt, können Hörgeräte angepasst werden. Diese verstärken/machen ihrerseits echte Geräusche im subjektiv empfundenen Tinnitusgeräuschfrequenzbereich und lenken somit Ohr und Hirn ab, desensibilisieren also. Bevor aber diese Variante angewendet wird, kommt ziemlich sicher der von offensichtlicher schulmedizinischer Mittellosigkeit zeugende Rat: „Reduzieren Sie den Stress in Ihrem Leben!“ Freilich ist ein Mehr an Ruhe zunächst auch ein Mehr an bewusster (den Tönen das Klingen erst ermöglichenden) Selbstwahrnehmung – aber wahrscheinlich ist die Handhabung des Tinnitus als Warnsignal durchaus sinnvoll. Die Suche nach (Di-)Stressoren sollte aber ihrerseits nicht neuen Stress generieren, ferner macht es wohl auch wenig Sinn alle möglicherweise helfenden Techniken „abzuarbeiten“ und im „Hilft/Hilft nicht“-Modus zu klassifizieren. Ein Für-sich-Sorgetragen ist jedem anzuempfehlen, mancher benötigt hierfür gegebenenfalls (weitere) unignorierbarere somatische „Winke mit dem Zaunpfahl“.

Tinnitus und Schwerhörigkeit

Ein Zusammenhang mit der Schwerhörigkeit besteht beim Tinnitus übrigens – beim Sausen und Brausen im Ohr kann es sich auch um einen Vorboten eines Hörsturzes handeln. Ereilt einen dieses Schicksal, so ist ein Hörverlust unausweichliche und irreversible Folge – das Hörgerät übernimmt in diesem Fall seine klassische Verstärkungsaufgabe von Umweltgeräuschen. Diese Option mag sogar weniger schlimm sein als ein dauerhafter Tinnitus. Denn die Hörgerätetechnik ist auf einem sehr guten Stand, die Zeiten von Hörrohren, tierischer Trommelfelltransplantationen und hässlich eingestufter Hinterohrgeräte sind vorbei. Mit kleinen Im-Ohr-Geräten werden selbst große Hörverluste mittels digitaler Technik gut ausgeglichen und nur die ca. wöchentlich zu wechselnden Batterien, halbjährlichen Servicebesuche beim Akustiker unterscheiden diesen (in jungen Jahren noch relativ seltenen) Sinnesverstärker von der allgegenwärtigen Brille. Und ein Privileg kommt dem (ab und an zu Einschränkungen gezwungenen – zB schaden Wasser und Schweiß der Technik) Hörgeräteträger zu: er kann sich in Zeiten der bewussten Hörgerätelosigkeit mehr Ruhe schaffen als seine Mitmenschen dies vermögen. Und diese Lärmvermeidung ist ihrerseits wieder sehr gesund: Allein in Wien klagen über die Hälfte der Bewohner über eine Beeinträchtigung durch Umweltgeräusche, die in diversen Studien als Stressoren und Auslöser von Schlafstörungen sowie einem erhöhten Herzinfarktrisiko – aber auch Tinnitus – eingestuft werden. Daher frei nach Schiller erneut der Wunsch: „Oh Freunde nicht *diese* Töne!“ – sondern ein Leben voller möglichst schöner Klänge zu dem auch der wunderbare Klang der Stille gehören sollte!

Text: lr
Illustration: bf

damit sie über sich bescheid wissen

HÖRTEST

Der erste Hörtest fand bekanntlich im Paradies statt: „Hörtest du nicht, was ich vorhin sagte, Adam?“ Dies hier ist der erste Hörtest, den Sie auch in einer öffentlichen Bibliothek machen können, wo erschossen wird (natürlich mit Schalldämpfer), wer zu laut umblättert – oder in der Oper, wo bei jedem Mißton, der nicht aus dem Orchester kommt, das ganze Publikum „Psssssssssssscht!“ brüllt. Denn dieser Test macht keinen Lärm. Haben Sie das Hörvermögen eines Teenies mit zehnjähriger Disco-Erfahrung? Sind Sie ein Delphin und hören am besten Ultraschall unter Wasser? Sind Sie ein Keinohrhase – er braucht keine Ohren, er hört mit seiner Nase? Spitzen Sie die Lauscher.

1. Im Auto an der Kreuzung. Wann fahren Sie los?
a) Beim ersten zarten Hupen.
b) Wenn ich spüre, daß der Hintermann mir ans Heck fährt.
c) Bei blinkendem Gelb.

2. Im Stadtpark. Welche Wahrnehmung drängt sich Ihnen auf?
a) Im Busch zirpen Grillen, und Mücken sirren.
b) Menschen in Schuhen trampeln auf Kieswegen.
c) Im Teich schwimmt langsam eine Ente mit fünf Küken.

3. Alarmsirenen heulen.
a) Ehe sie richtig losheulen, habe ich mich schon im Keller verkrochen.
b) Ist mir wurscht.
c) Ich sehe niemanden davonlaufen – ist also wohl nur ein Test.

4. Im Labyrinth. Es ist neblig.
a) Uaaaaaaaaaah! – Hören Sie das Echo? Biegen wir links ab, vorn ist eine Wand.
b) Versuchen wir in Schlangenlinien zu gehen, wir merken schon, wenn wir wo anstoßen.
c) Über dem Nebel ist es sicher klar. Fliegen müßte man können.

5. Im Wald und auf der Heide. Mondnacht, Stille.
a) Stille? Das Gras wächst doch!
b) Still, ja – aber Tierchen schleichen durchs Unterholz.
c) Mäuse huschen durchs Moos; ihr Fell schimmert im Mondschein.

6. Sie holen sich etwas zu essen.
a) Es ist knackig, schnurpst und schmurgelt. Meine Geschmacksnerven warten auf den Widerhall.
b) Es bewegt etwas in mir. Meine Geschmacksnerven vibrieren.
c) Es sieht lecker aus. Das Auge ißt mit.

7. Welches Musikinstrument mögen Sie?
a) Pikkoloflöte.
b) Vibraphon. Beziehungsweise Schlagzeug.
c) Harfe. Sie ist formschön, und man sieht, wenn man aufmerksam ist, die Saiten schwingen.

8. Jetzt aber ein paar Töne. Pfiiiiiiiiiiiiiiiep!
a) Sechsgestrichenes Dis, 9956 Hertz. Purer Wohlklang.
b) Ich hör’ nichts.
c) Warten Sie mal. Eine Maus?

9. Tröööööööööt!
a) Zweigestrichenes F, 698 Hertz. Fast zu tief für mich.
b) Irgendwas rauscht in den Blättern.
c) Ein Elefant mit Schluckauf! Ich sehe seinen Kehlkopf zucken.

10. Brrummmm.
a) Ich hör’ nichts.
b) Der Boden vibriert. Wahrscheinlich kommt ein Auto.
c) Ich hör’ auch nichts, aber ich sehe ein Auto kommen.

11. Was ist eigentlich Ihre Meinung zu Ohren?
a) Lebenswichtig.
b) Ohren? Was ist das?
c) Nützlich als zusätzliche Orientierungshilfe.

12. Welche Sprache gefällt Ihnen am besten?
a) Chinesisch, Vietnamesisch, Thai – alle Tonsprachen.
b) Isländisch, allein wegen der Konsonanten. Und Parselzunge.
c) Japanisch – wegen des Schriftbilds.

13. Und dann noch – ganz unverbindlich, hat nichts mit dem Testresultat zu tun: Welches der folgenden Tiere ist Ihnen sympathisch?
a) Die Fledermaus.
b) Die Königskobra.
c) Der Adler.

Auswertung auf Seite 14.

caru

ALS DIE BILDER SPRECHEN LERNTEN

Der erste erfolgreiche Tonfilm kam ohne viele Worte aus und hatte trotzdem einiges zu sagen – über den Spielfilm „The Jazz Singer“ (USA 1927) und welcher Film wirklich als Erster sprechen konnte.

Viel gesprochen wird im ersten Ton-Spielfilm nicht: Bis Hauptdarsteller Al Jolson in „The Jazz Singer“ erstmals spricht, ist die erste halbe Stunde des Films fast um. Aber auch mit wenigen Worten kann bekanntlich viel gesagt werden – und jene Worte von Al Jolson, der den Jazzsänger Jack Robin spielt, machen eine Nebenbemerkung zur eigentlichen Hauptaussage des Films: Eben hat Robin in einem kleinen Kaffee auf der Bühne stehend ein Lied geträllert, als er sich zu den applaudierenden Gästen wendet und zum ersten Mal im Film spricht: „You ain't heard nothing yet.“ Das Kinopublikum hört mit.
Erstmals macht ein Filmbild Al Jolsons Stimme hörbar und damit einmontierte Textfelder, Livemusik-Orchester-Begleitungen oder einen neben der Leinwand postierten Filmerzähler entbehrlich. Zumindest theoretisch, denn anstatt Al Jolson und die übrigen Schauspieler losplaudern zu lassen, verlässt sich der Film lieber auf Gewohntes – und so kommt es, dass sich „The Jazz Singer“ in der ersten halben Stunde nur wenig vom Stummfilm unterscheidet: Textfelder, wild gestikulierende Schauspieler und ein Al Jolson, der so traurig und sehnsuchtsvoll in die Kamera schauen kann, dass sowieso jedes Wort überflüssig wird. Die Warner Brothers zeigen mit ihrer Produktion zwar, dass sie Filmbilder zum Sprechen bringen können, der Großteil der Dialoge bleibt aber dann trotzdem stumm.

Synchronsprechen für Anfänger

Dennoch wurde der Film als großer Erfolg gefeiert und die Produktionsfirma damit vor dem finanziellen Ruin gerettet. Vitaphone-Verfahren nennt sich das Zaubermittel, mit dessen Hilfe Bild und Ton synchronisiert werden konnten: Jolsons Gesänge wurden auf Schallplatte aufgenommen und synchron zum Film abgespielt. Die Methode barg jedoch einige Gefahren: Sprang die Nadel oder riss der Film, verschoben sich die Spuren und sicherten damit eines: Das Gelächter des Kinopublikums, wenn sich auf der Leinwand ihre Lippen bewegen und dazu seine Stimme ertönt.
Gröbere filmische Peinlichkeiten wie diese blieben „The Jazz Singer“ aber erspart. Erfolgreich war der Film jedoch nicht primär wegen des funktionierenden Tons:Die Geschichte traf den damaligen Zeitgeist und Al Jolson als bekannter Broadway-Star den Geschmack des Publikums. Heutzutage mutet der Film eintönig an, nicht zuletzt weil die Story vorhersehbar inszeniert ist, die Texttafeln längst verstaubt und die Gesten allzu theatralisch sind. Zudem wirkt ein mit Afrohaar-Perücke versehener, schwarz bemalter Al Jolson mit weißen Riesenlippen, dem mehr als einmal vor lauter Sentimentalität die Tränen runterkullern, etwas skurril. Von der „political correctness“ ganz abgesehen.

Geschichte des Films und Filmgeschichte

Al Jolson als Jack Robin weint, weil er zwischen zwei Welten hin- und hergerissen ist: Eigentlich heißt er ja Jackie Rabinowitz, stammt aus einem jüdischen Viertel in New York und ist in orthodoxem Hause groß geworden: Der Vater ist Kantor, die Mutter dem Gatten treu untergeben. Für das einzige Kind hat der Vater viel vor: Sein stimmliches Talent soll er in die Synagoge einbringen, ganz wie der Herr Papa und die drei Vätergenerationen vor ihm. Jackie jedoch will lieber unorthodoxen Jazzgesängen frönen und flieht von Zuhause, um seinen Traum vom Showbusiness zu verwirklichen. Bis ihm seine jüdische Vergangenheit und die familiären Wurzeln Gewissensbisse machen und die unausweichliche große Versöhnung naht. Geendet wird mit Ton: Zum Schluss darf sich das Kinopublikum nochmals satthören an Jolsons Singstimme.
Auch der älteste bekannte Tonfilm setzte auf Musik: William K.L. Dickson, Chef-Ingenieur von Thomas Edison, spielt darin Geige in ein Aufnahmehorn, welches so groß ist, dass sein ganzer Körper leicht darin verschwinden könnte. Das Horn führte zu einem Phongraphen, der die Geigenklänge aufzeichnete. Gefilmt wurde die Szene mit dem sogenannten „Kinetoskop“, vom Hauptdarsteller selbst 1891 entwickelt. Wirklich synchron konnten Bild und Ton aber mit dem Verfahren nicht abgespielt werden und da Edison selbst nicht daran glaubte, dass Tonfilme jemals Stummfilme verdrängen würden, gaben er und seine Mitarbeiter bald auf.
Erst der Erfolg von „The Jazz Singer“ löste in Hollywood einen regelrechten Tonfilm-Boom aus: Innerhalb von zwei Jahren war die Umstellung der Kinos und Filmstudios fast flächendeckend vollzogen, zumindest in den USA. Zu groß war bereits das Interesse des Kinopublikums, die Stimmen der Stummfilmstars hören zu können. Wie Charlie Chaplin wohl klingen mag? Oder Buster Keaton? So mancher Stummfilmstar scheiterte kläglich an einer allzu hohen, piepsigen, jedenfalls unhörbaren Stimme und musste die Karriere beenden. Charlie Chaplin weigerte sich lange standhaft, auch nur ein Wort im Film zu sprechen. Als er 1940 endlich sprach, parodierte er damit als Adenoid Hynkel, Diktator von Tomania, den „großen Diktator“ höchstpersönlich – im gleichnamigen Film. Der Stummfilm war endgültig tot.

ger

damit sie schon heute wissen, was sie morgen besser nicht sehen sollten

DER AKTUELLE VORVERRISS

Diesmal: Eine Schweigeminute gegen das musikalische Unterhaltungstheater

Danke.
bri

Auswertung zum Hörtest (Seite 13)

Wie sich's gehört: Der Buchstabe, den Sie am häufigsten angekreuzt haben, entlarvt Sie. Sollten Sie gar nichts angekreuzt, sondern die Antworten nur im Kopf gehört haben, geben Sie sich einen zusätzlichen Punkt bei a). Wenn Sie irgendwo rausgeflogen sind, zum Beispiel weil Sie die Fragen laut vorgelesen haben, bei c); und wenn Sie versucht haben, sich zwischen den drei Antwortmöglichkeiten durchzuwinden und andere zu erfinden, bei b). Die Antwort auf Frage 13 müssen Sie natürlich mitzählen, das war ein Schwindel.

a) ***Fledermaus***. Sie haben Ihren Gehörsinn so weit entwickelt, daß Sie die anderen Sinne kaum noch brauchen. Jedenfalls werden Sie niemals mit dem Kopf gegen die Wand rennen, bei Ihrem Echolotsystem. Von wegen Ultraschall: Sie besingen das Leben in den höchsten Tönen. Nur schade, daß so wenige andere das hören – allerdings sieht es putzig aus, wenn Sie das Mäulchen aufreißen. Zu schweigen von Ihrem weichen Fellchen und den großen flauschigen Ohren. Sie sind richtig nett – und wach, wenn andere schlafen, abgesehen von Ihrer potentiellen Beute natürlich. Bei Tag sind Sie eher verträumt, und wenn Sie schon mal die Augen aufmachen, sehen Sie das Unterste zuoberst. Schon toll, diese Schlafposition.
b) ***Königskobra***. Oh ja, Sie hören was. Allerdings auf eher ungewöhnlichen Wegen. Schallwellen, die ganz banal durch die Luft daherkommen, interessieren Sie nicht. Mit beiden B… naja, mit Kopf und Bauch fest auf dem Erdboden müssen Sie nicht einmal das Ohr an die Erde legen, um zu hören, wenn ein paar Kilometer weiter eine Herde Kamele rumtrampelt. Oder ein Frosch durchs Gras hüpft, der dann die einmalige Chance bekommt, Ihre Mahlzeit für die kommende Woche zu sein. Aufnahmefähig sind Sie ja: Sie schlucken schnell und verdauen gründlich. Was Sie nicht mögen, ist dieser Typ mit der Flöte, deren Töne Sie ohnehin nicht hören, aber Sie wissen ihn auf Distanz zu halten. Oder die Rasselbande, die immer ans Terrarium klopft – puh. Zisch!
c) ***Adler***. Kreisen und niederstoßen. Man könnte ja behaupten, daß Sie ein bißchen arg weit über den Dingen nisten, aber Sie wissen immer ganz genau, was da unten vor sich geht – schließlich haben Sie die Augen offen. Offene Ohren haben Sie zwar auch, aber eher für Ihresgleichen. Wenn zum Beispiel der Adler vom Nachbargipfel über Ihrem Horst kreist und Sie ankrächzt, gehen Sie auf Konfrontationskurs. Oder wenn Ihre Küken schreien, dann schlagen Sie gleich mal einen Hasen – es kann auch eine Schlange sein, sogar eine Fledermaus – und tranchieren das Viech mit Ihrem scharfen Schnabel. Irgendwie scheint alles da unten zu nichts Besserem da zu sein – zum Drüberfliegen und Zerfleischen.

Bei Gleichstand zwischen a) und b) bzw. b) und c) sind Sie irgendein lustiger Flugsaurier – ein hellhöriger oder ein scharfäugiger, je nachdem. Bei Gleichstand zwischen a) und c) sind Sie etwas ganz Apartes: eine Federmaus. Sollten Sie es irgendwie geschafft haben, bei a), b) und c) gleich viel Punkte zu kriegen, sind Sie, daß Sie's wissen, ein Archäopteryx.

caru

IST HIER EIN GEIST?

Auf den Spuren alter Tondokumente in THE HALFMOON FILES von Philip Scheffner

Im Zuge von Recherchearbeiten für eine Doktorarbeit stolpert ein Mann in ein Lautarchiv, ganz leise. Er erfährt, dass in den Schubladen des 12 Meter langen Raumes der Humboldt Universität einige tausend Schellackplatten auf das Ende der Zeit warten. Er öffnet eine Schublade und lässt eine Platte abspielen. Was er dann zu hören bekommt, ist die Tonspur am Anfang des Films, den dieser Mann gemacht hat, um seine vom Plattenteller entfesselte Spurensuche zu dokumentieren. Zweifellos hat er eine Büchse der Pandora geöffnet, man sollte sich von Schubladen in Archiven fernhalten. Zu hören – hinter dem Kratzen der Nadel – ist eine männliche Stimme, die auf Panjabi die Geschichte eines Inders erzählt, der als englischer Kolonialsoldat in den europäischen Krieg gezogen ist. Aufgenommen wurde diese Stimme 1916 im Kriegsgefangenenlager Wünsdorf bei Berlin, dessen poetischer Name Halbmondlager lautet, weil dort kurz zuvor die erste Moschee auf deutschem Boden gebaut wurde. Wieder einmal klingt aus den Tiefen der Geschichte ein Rumoren. Warum wurde dort eine Moschee errichtet? Wie bekommt man eine Aufnahmegenehmigung in Indien? Das und vieles mehr erfährt man in der Geistergeschichte THE HALFMOON FILES von Philip Scheffner aus dem Jahr 2007. Und wer dann noch nicht genug hat, kann alles weitere (und noch mehr) im schön gewebten Netz nachlesen.

Text: sto

LINK:

www.halfmoonfiles.de

PS: für jene, die sich im Besitz eines Entlehnausweises der Universitätsbibliothek Wien befinden, ist der Film gratis am Institut für TFM auszuleihen: http://tfm.univie.ac.at/sammlungen-einrichtungen/videothek

geistlose schlusskolumne, ungefähr so erquickend wie zwei bräunlich ranzige, halbvergessen-gärende bananen in einem alten, speckigen schulranzen

DIE ABRISSBIRNE

Schlüpfriges aus Popowitsa

Fatma machte uns schöne Augen. Mitten im bulgarischen Niemandsland, nicht unweit von Popowitsa. Ob mein vollbärtiger Freund und ich auf ihr schlüpfriges Angebot eingehen sollten?

An diesem Tag wollten wir es in unserem Roadmovie eigentlich noch bis Sofia schaffen. Dort kannten wir zumindest schon ein Hotel, wo man mit den Küchenschaben kuscheln konnte. Aber nicht heute. Vielleicht, weil uns jemand davor eindringlich gewarnt hatte: Wenn ihr nach Bulgarien kommt, fahrt n i e m a l s , wenn es dunkel wird... Da es bereits dämmerte, brauchten wir also dringend einen Schlafplatz.

Auf unserer Karte war er als ÖAMTC-Campingplatz eingezeichnet. So stand es auch auf dem verwitterten Schild über dem Eingangstor. Keine Spur von einladend. Hundegebell, verkommene Bungalows und zwielichtige Gesellen. H i e r wollt ihr wirklich übernachten? Gebrochenes Englisch, ungläubige Blicke. Ja. Blagodarja, das heißt Danke. Obwohl wir mit Lew bezahlten, bellten uns die Hunde noch immer an. Und dann kam sie. Fatma. Eine bulgarische Türkin Mitte 40. Mit einer Einladung der Liebe ...

Jetzt gingen auch die Lichter an in den Bungalows. Kleine rote Lämpchen, die wie liebestolle Glühwürmchen glimmerten. Nach und nach kamen Fatmas Freundinnen und führten Männer dorthin, wo das schummrige Licht bereits auf sie wartete. Und daneben auf dem Parkplatz brummten riesige Maschinen.

Nein. Das wollten wir alles nicht. Lieber im Auto bleiben. Lieber warmes Bier. Lieber Spaghetti aus der Dose. - Eine letzte Stärkung für das, was uns heute noch bevorstand:
Eine Nacht im bulgarischen Fernfahrer-Puff.

Und nein, Fatma hätte sicher keine Freude gehabt mit einer Gute-Nacht-Geschichte aus dem Bagger, also ließen wir es lieber sein.

toph

IMPRESSUM

der Bagger – Homepage: www.derbagger.org **E-Mail**: redaktion@derbagger.org **Büro**: Jörgerstraße 35/4, nebst Kaugummiautomat, 1170 Wien
Bankverbindung: Konto-Nr.: 289 147 43 800, BLZ: 20111, Erste Bank
Herausgeber und Medieninhaber: Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (ZVR-Zahl: 720349459)
Redaktion: Gerlinde Wallner, Reinhard Klauser, Stefan Antonik-Seidler, Vitus Angermeier

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe – Texte: Birgit Schörkhuber (bix), Brigitte Auer (bri), Christina Schöftner (chr), Christoph Schütz (toph), Clemens Rauchenwald (clr), Clemens Trötzmüller (cle), Stefan Antonik-Seidler (anse), Erwin Steinbach (caru), Gerlinde Wallner (ger), Harald Höller (hh), Hubert Weinheimer (wein), G. Lena Stölzl (sto), Leonhard Reul (lr), Reinhard Klauser (pro), Vitus Angermeier (va) **Umschlaggestaltung**: Sascha Mikel (www.zbsp.at) **Illustrationen**: Alexandra Mia Monkewitz (amm), Beba Fink (bf), caru, Denise Fragner (df), Matthias Ledwinka (matt), Myriam Parth (myp), Origi Nalkopie (on) **Fotos**: va **Design**: Elena Anna Rieser **Layout**: va **Korrektorat**: Christina Schöftner

Auflage: 1000 Stück **Druck**: Facultas
Erscheinungsdatum: 20.06.2011
Erscheinungsort: Wien **Preis**: 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält.
Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.

Offenlegung gemäß §25 des Mediengesetzes:
Der Bagger ist das Organ des Vereins Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft.
Er setzt sich inhaltlich mit Themen aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft – teils ernsthaft, teils satirisch – auseinander.
Die Rechte liegen bei den UrheberInnen der jeweiligen Artikel, Fotografien, Illustrationen.

fortgesetzte romanfragmente. diesmal:

DAS VERSTUMMEN

Folge 153

Wir setzen das Endzeit-Drama vom Untergang der Menschheit fort und begleiten Ruth weiter auf dem Weg, der sie die letzte ihrer Art werden lassen wird.

Noch immer war die Quelle der Strahlung nicht lokalisiert worden, doch man hatte die Strahlung selbst in den entlegensten Winkeln der Welt bereits gemessen. Bevor alles aus dem Ruder zu laufen begann, hatte die NASA noch eine Messung im Weltraum vorgenommen und auch dort war annähernd die gleiche Intensität festgesellt worden, wie an jedem Ort auf der Erdoberfläche. An der Wirkung aber gab es keinen Zweifel mehr. Als noch alles in geordneten Bahnen lief, als es noch Hoffnung gab, waren Studien über Studien durchgeführt worden, die alle zu dem gleichen Ergebnis geführt hatten: Die Menschen waren unfruchtbar geworden. Man hatte es nicht glauben wollen, hatte auf ein Abklingen der Strahlung gewartet und gehofft, dass sich der Prozess dann wieder umkehren würde, doch diese Zeiten waren vorbei. Die Strahlung war geblieben und man wusste mittlerweile, dass auch ihr Abklingen die Menschheit nicht mehr retten könnte. Ruth schlich vorsichtig weiter durch die Gasse, die nur noch von Brandruinen und zerstörten Gebäuden gesäumt war, auf denen bereits wieder üppiges Grün wucherte. Man musste aufpassen. Jedem Menschen, den sie von weitem erblickte, wich sie so weitläufig wie möglich aus, doch es waren nicht mehr viele, die sie zu Gesicht bekam. Schon seit langem hatte sie keinen direkten Kontakt mehr zu anderen Menschen und das war auch gut so. Man konnte niemandem mehr trauen. Es stank fürchterlich. Die Kanalisation war schon seit langer Zeit nicht mehr funktionstüchtig und zerfressene und vermoderte Leichen lagen überall herum. Sie erinnerte sich an die Zeiten, als man versucht hatte, mit der erschreckenden Wahrheit, dass man der letzten Generation des menschlichen Geschlechtes angehörte, umzugehen. Es waren Pläne ausgearbeitet worden, „Exit-Szenarien“, die darin bestanden, einen menschenwürdigen Zustand so lange wie möglich aufrecht zu erhalten und für die letzten verbliebenen Individuen eine Art automatisierte Pflegeheime einzurichten, die auch ihnen noch einen würdigen Lebensabend verschaffen sollten. Doch bald waren immer weniger Menschen bereit, sich noch für andere einzusetzen.

Die Frage nach dem Ursprung des ethischen Handelns schien nun erstaunlich leicht zu beantworten, doch niemand interessierte sich mehr dafür. Denn der Schaffensdrang und die Kraft, die die Menschen angetrieben hatte, Bleibendes zu erschaffen, war erloschen, da es ja nun nichts Bleibendes mehr geben konnte. In der Anfangsphase hatten sich viele an Projekten beteiligt, die darauf abgezielt hatten, das Wissen und die kulturellen Errungenschaften der Menschheit zu dokumentieren und zu konservieren, doch bald fehlte dazu jeglicher Antrieb. Die Menschheit stürzte sich in Orgien und Gewaltexzesse und die öffentliche Ordnung war erstaunlich schnell zusammengebrochen. Niemand wollte mehr Opfer bringen, da nur noch das eigene Erleben einen Wert zu haben schien. Es stellte sich auch bald heraus, dass die Religionen, die zu Beginn der Katastrophe einen enormen Zustrom erlebt hatten, keine Antworten bieten konnten und am Ende nur noch den kollektiven Selbstmord propagierten. Längst waren aber alle organisierten Gruppierungen verschwunden, denn jegliche Möglichkeiten, Informationen über grössere Distanzen als die Rufweite auszutauschen, waren längst zerstört. Als es noch Möglichkeiten gab, am Weltgeschehen teilzuhaben, hörte man von Wissenschaftlern, die daran arbeiteten, Menschen zu klonen und so den Fortbestand der Art zu sichern. Der Enthusiasmus, den solche Vorstellungen zunächst ausgelöst hatten, war jedoch bald versiegt. Als es noch eine öffentliche Meinung gab, war diese schnell dahingehend umgeschwenkt, dass dies, selbst wenn es unerwarteter Weise gelingen sollte, ohnehin jegliche Weiterentwicklung unmöglich machen würde. Doch sehr bald hörte man nichts mehr davon, auch weil bald die letzte Art der Berichterstattung zusammenbrachgebrochen war. Ruth erreichte das Versteck, in dem sie sich vor der Willkür und der Gewaltbereitschaft ihrer verbliebenen Artgenossen verbarg. Sie war die ganze Zeit über ruhig geblieben, hatte den allgemeinen Verfall still und ohne große Überraschung verfolgt. Nur das Ausmaß der Gewalt hatte sie ein wenig erstaunt. Sie hatte von ihrem gefährlichen Streifzug auch diesmal nichts Essbares mitgebracht, doch sie war den Hunger bereits gewöhnt. Für sie hatte sich wenig verändert, nur die Lebensumstände waren härter geworden und man musste beständig auf der Hut vor den Mitmenschen sein. Sie fand Gefallen daran, zu beobachten, wie die Natur die ehemals menschlichen Lebensräume zurückeroberte und sie musste lächeln, als sie daran dachte, wie sich alle Probleme und angeblichen Bedrohungen für den Planeten, wie sie in der Zeit vor der Katastrophe wahrgenommen worden waren, nun gleichsam von selbst gelöst hatten. Doch um den Planeten war es ohnehin nie gegangen. Eine diffuse Vorstellung von einer Zukunft der Menschheit und die damit verbundene Möglichkeit, in dieser in irgendeiner Form fortzubestehen, hatte sie nie sonderlich bewegt. Doch darin schien sie sich von der Mehrzahl ihrer Mitmenschen zu unterscheiden, wie sich nun drastisch gezeigt hatte. Wie entscheidend dieses Kriterium sich auch für jene entpuppte, die vorgaben sich ohnehin an einem sogenannten Jenseits zu orientieren, hatte sie wiederum wenig verwundert. Ruth war zufrieden und beinahe glücklich.

Wie wird das Drama weitergehen. Wird Ruth bemerken, dass sie die letzte ihrer Art sein wird? Wird die Welt verstummen, oder werden ganz neue Töne zu hören sein, wenn die Menschheit für immer von diesem Planeten verschwinden wird? Oder wird der Autor doch noch zur Vernunft kommen und von einer Fortsetzung dieses haarsträubenden Unsinns absehen?

Text: clr
Illustration: myp